

Christoph Wilhelm Meißner

Die Geister



Zweites Buch

Christoph Wilhelm Meißner

Die Geister
Zweiter Band

Berlin 1805, bei Oehmigke jun., überarbeitet 2016

Inhalt

Das furchtbare Schloss	7
Die Geisterburg	22
Der Schlossbarbier	39
Das Skelett	52
Das Abenteuer einer Nacht	64
Der lebhaft Traum	68
Das Geisterflämmchen	72

Das furchtbare Schloss

In einer Nacht, wo alle Elemente miteinander zu kämpfen schienen, wo regenschwangere Wolken die Luft verdunkelten und den Mond bedeckten, wo die Wut der Winde durch die Gipfel der Bäume mit fürchterlichem Geheul brauste, wo flammende Blitze das grause Dunkel durchkreuzten, irrte Ritter Willibald, ein junger Abenteurer, dessen ganze Habe in seinem Ross und seinen Waffen bestand, von seinem einzigen Knappen Conrad begleitet, in einer undurchdringlichen Wildnis umher. Vergebens waren alle seine Bemühungen, irgendein schützendes Obdach zu finden. Weit und breit gewahrte er keine menschliche Spur, und nur Irrlichter tanzten in verführerischen Krümmungen vor seinen Augen auf und nieder.

Endlich entdeckte sein Knappe in einiger Entfernung eine Felsenkluft, die geräumig genug zu sein schien, beide Irrende mit ihren Rossen aufnehmen zu können.

Unbekümmert, ob hier irgendein reißendes Ungeheuer seine Wohnung aufgeschlagen oder eine Schlange genistet habe, schritten sie mutig darauf zu, stiegen vor dem Eingang ab, führten die Pferde an der Hand hinter sich her, immer tiefer in den vor ihnen liegenden Schlund der Kluff hinein, und wurden beim Schein der zur Vorsicht angebrannten Kerzen zu ihrer größten Verwunderung gewahr, dass dieser unterirdische Gang nicht bloß aus natürlich aufeinandergeschichteten Felsenstücken bestand, sondern dass er ordentlich gewölbt war. Endlich gelangten sie vor eine eiserne Tür, die aber durch viele Schlösser und Riegel verwahrt war.

Willibald brannte vor Begierde zu wissen, wo diese hin-

führte, und machte einige Versuche, die von Rost, wie es schien, ganz zerfressenen Schlösser mithilfe seines Schwerter zu öffnen; doch vergeblich. Endlich bemerkte er, dass die Angeln des einen Türflügels durch die Länge der Zeit viel gelitten hatten und ziemlich locker geworden waren. Er untersuchte sie genauer, fand, dass es ihm ohne große Anstrengung gelingen würde, sie vollends herauszusprenge[n], und machte sich daher unverzüglich an die Arbeit. Dieser Versuch lief glücklicher ab, als der vorige. Die Angeln wichen der Stärke des Ritters, und die Tür ließ sich so weit zurückbiegen, dass ein Mensch seitwärts hineinschlüpfen konnte. Fruchtlos aber blieb ihr Bestreben, die Öffnung so groß zu machen, dass auch die Pferde ihnen folgen konnten. Sie banden diese daher an die starken Riegel des anderen, noch in seinen Angeln anliegenden Torflügels und setzten ihren Weg, mit den brennenden Kerzen und Schwertern in den Händen, weiter fort.

Durch viele Krümmungen führte dieser sie endlich zu einer unansehnlichen hölzernen Tür. Sie war ebenfalls verschlossen, allein der Zahn der Zeit hatte so gewaltig daran genagt, dass sie beim ersten Fußstoß mit großem Krachen hineinfiel.

Nun gelangten sie in eine Art von Zimmer. Die Wände desselben schienen von dem schönsten Marmor zu sein, hatten aber durch Alter und Feuchtigkeit so gelitten, dass nur hier und da noch Spuren von seiner ehemaligen Pracht wahrzunehmen waren.

Diese unvermutete Erscheinung brachte Willibald auf den Gedanken, dass hier der Wohnsitz einer weiland angesehenen und reichen Familie gewesen sein müsse, und er beschloss, dieses Denkmal der Vorzeit genauer zu untersu-

chen. Er näherte sich deshalb einer anderen Tür, welche der eingesprengten gerade gegenüber befindlich war, und bemerkte mit Vergnügen, dass dieselbe etwas auseinander stand, und nur ein einziges Schloss hatte. Dies wurde ohne Schwierigkeit geöffnet. Beide Flügeltüren dröhnten zugleich auf und verschafften dadurch die Einsicht in einen großen Saal, der zu beiden Seiten auf Säulen von weißem Marmor ruhte, und in dessen Mitte ein langer ovaler Marmortisch stand, der ringsum mit Stühlen umgeben war.

Die beiden Abenteurer sahen einander erschrocken an und waren unschlüssig, ob sie hinein- oder zurückgehen sollten. Willibalds Neugierde und sein von jeder Furcht entfernter Geist entschlossen sich endlich zu dem Ersteren. Er trat mit brennender Kerze in den Saal, beleuchtete Wände und Decke und fand, dass beide ebenfalls von dem schönsten Marmor waren. Mehr als alles setzte ihn jedoch der Umstand in Verwunderung, dass an jeder Säule ein silberner Wandleuchter mit einem noch nicht angezündeten Wachlicht hing. Er dünkte sich plötzlich in eine Feenwelt versetzt und glaubte nichts Gewisseres, als dass dieses einer von jenen Zauberpalästen sei, wovon die Sage schon damals so viel zu berichten wusste. Seine Freude darüber, ein solches Wunder einmal mit Augen zu sehen, war umso größer, als er keinen Augenblick zweifelte, die Besitzerin werde sich ihm persönlich zeigen.

So dringend auch Conrad, der überhaupt etwas furchtsamer Natur war, und vom Hörensagen wusste, wie gefährlich es sei, sich mit dergleichen ebenso mächtigen wie verliebten Wesen einzulassen, seinem Ritter riet, von seinem Vorwitz abzustehen und umzukehren, so beharrte dennoch Willibald unerschütterlich bei seinem Entschluss, die Nacht

in diesem Saal zu verbringen. Indes stellte er ihm frei, ob er bei ihm bleiben wolle oder nicht. Conrad hielt jedoch das Erste für ratsamer, zündete einige Wachslichter an, löschte die Fackeln aus, warf sich auf den Boden neben seinem Herrn, hüllte sich tief in seinen Mantel, um nichts zu hören noch zu sehen, und schlief bald darauf ruhig und sanft ein.

Unterdessen warf sich Willibald rastlos auf seinem kalten und harten Lager herum und sann eben auf eine schöne Anrede, die er bei Erscheinung der Fee halten wolle, als plötzlich über seinem Haupt ein so fürchterliches Getöse entstand, als ob von allen vier Weltgegenden her der Donner über der gewölbten Decke des Saals hinrollte. Ein geheimes Beben durchfuhr seinen ganzen Körper. Er versuchte seinen neben ihm schlafenden Knappen zu ermuntern; aber vergeblich. Ein Todesschlaf schien ihn befallen zu haben.

Mit hochklopfendem Herzen lauschte er auf den Ausgang dieses donnerartigen Lärmens. Nach Verlauf von einigen Minuten ließ es endlich nach, wurde immer schwächer und schwächer, und schien sich endlich in den entferntesten Winkel gegen Osten zu verlieren.

In der angenehmen Hoffnung, dass alles vorüber sei, war Willibald eben im Begriff, sich wieder hinzustrecken, als zu seinem neuen Erstaunen ein blauer Blitz aus der Kuppel des Saales sich herabschlingelte und alle Lichter in weniger als einer Sekunde anzündete. Kaum war dies geschehen, so fielen – man denke sich des Ritters Schreck! – von eben dem Ort, in kleinen Pausen, die Glieder eines ganzen menschlichen Körpers herab, die sich aber augenblicklich zusammenfügten und endlich einen vollkommenen Menschen bildeten, der das Ansehen und die Kleidung eines

Pagen hatte.

Die Gestalt nahm eines von den brennenden Wachslichtern, ging damit auf die Tür zu, die derjenigen, wo Willibald hereingekommen war, gegenüberlag, und die dieser, aller angewandten Mühe ungeachtet, nicht hatte öffnen können, schloss sie auf, und hinter sich sogleich wieder zu.

Nach Verlauf einiger Minuten kam sie in Begleitung mehrerer ähnlicher Gestalten zurück, welche mit der größten Geschäftigkeit die Tafel mit Speise und Trank, die sich in goldenen und silbernen Gefäßen befanden, deckten.

Kaum war dies Geschäft beendet, so verließen alle Pagen zugleich den Saal.

Nach einigen Augenblicken rauschte die Tür von Neuem auf, und es trat durch dieselbe eine Schar von Rittern mit voller Rüstung in den Saal. Auf allen Gesichtern lag ein fürchterlich schrecklicher Ernst, und keiner schien die Gegenwart des staunenden Willibalds und des laut schnarrenden Knappen zu bemerken. Ohne den geringsten Laut von sich zu geben, nahmen sie auf den rund um die Tafel stehenden Stühlen Platz und aßen und tranken dem Anschein nach mit so vielem Appetit, dass die zur Aufwartung bestellten Pagen nicht Wein und Speisen genug herbeischaffen konnten.

Plötzlich erhoben sie sich alle mit einem Mal von ihren Sitzen und begaben sich in eben der Ordnung, wie sie gekommen waren, in das Gemach zurück.

Die Pagen räumten die Tafel in Blitzesschnelle ab, bedeckten sie mit einem schwarzen Tuch - und siehe da, der Zug erschien von Neuem.

Sämtliche Ritter hatten die Visiere niedergelassen und nahmen abermals an der Tafel Platz, nur mit dem Unter-

schied, dass sie nun einen halben Mond bildeten, die andere Hälfte aber ganz leer ließen.

Kaum war dies geschehen, so brachte ein Page ein zwei Fuß hohes silbernes Kruzifix, setzte es mitten auf die Tafel, und zu dessen beiden Seiten, zwei Totenköpfe. Hierauf erhob sich einer von den Rittern, der in der Mitte saß, und wie es schien, der Vornehmste unter allen war, von seinem Stuhl, zog sein Schwert, murmelte einige feierliche, aber unverständliche Worte, steckte es, nachdem vorher alle Ritter ihre Finger darauf gelegt und ebenfalls einige unverständliche Worte gesagt hatten, wieder in die Scheide und nahm seinen vorigen Platz ein.

Ein an der Tür stehender Page erhielt von ihm einen Wink. Im Nu stürzte dieser zur Tür hinaus und kam in wenigen Minuten mit einem Frauenzimmer zurück, die ganz weiß gekleidet war, und in deren totenblassem Gesicht die Spuren der fürchterlichsten Leiden ausgedrückt waren.

Mittlerweile hatte man sie von der ungeheuren Kettenlast befreit, womit ihr Arm und ihre schwankenden Füße gefesselt waren. Sie näherte sich schüchtern der Tafel, an welcher ihre scheinbaren Richter saßen, beantwortete alle Fragen, die man an sie richtete, von denen aber der angstvolle Willibald keine Silbe verstand, mit der größten Offenherzigkeit und Unbefangenheit, und schien dann in Geduld ihr Schicksal zu erwarten.

Man ließ sie auch nicht lange darüber in peiniger Ungewissheit. Der Mittlere unter den Richtern sammelte leise die Stimmen und flüsterte dann dem, der die Dame hereingeführt hatte und eine Art von Kerkermeister vorzustellen schien, etwas ins Ohr. Dieser verließ sogleich den Saal, kam aber bald wieder zurück und brachte eine große Kohlpfan-

ne mit glühenden Kohlen, und 12 breite, nebst 2 runden Eisenstäben mit.

Als er Erstere in den Kohlen ganz glühend gemacht hatte, befahl ihm, so schien es, der Präsident dieses fürchterlichen Gerichts, der Dame Schuhe und Strümpfe auszuziehen. Allein sie verrichtete dieses Geschäft selbst und ging, wie man ihr befohlen zu haben schien, dreimal ganz langsam über die glühenden Eisenstäbe hinweg, ohne nur im Geringsten durch Worte oder Mienen Zeichen des Schmerzes von sich zu geben. Als dieses geschehen war, und einer von den Richtern die Fußsohlen der Dame genau untersucht und unverletzt gefunden hatte, schritt man zu einem zweiten Versuch, die Schuld oder Unschuld nach damaliger Sitte ans Licht zu bringen. Man machte nämlich auch die beiden runden Stäbe glühend, reichte der Dame in einem silbernen Waschbecken Wasser zum Waschen und ein weißes Tuch zum Abtrocknen, und gab ihr sodann mithilfe einer Feuerzange in jede Hand eine von den funkensprühenden Stäben.

Mit einer seltenen Standhaftigkeit hielt sie, zum größten Erstaunen Willibalds, in dessen Herzen Verzweiflung und Mitleid zugleich miteinander kämpften, die Stäbe fünf volle Minuten in den Händen und sah dabei ihre unbarmherzigen Richter mit einem Blick an, der nur zu sehr von der Schuldlosigkeit ihres Herzens zeigte.

Auf ein gegebenes Zeichen wurden ihr die Stäbe wieder abgenommen, und man fand bei genauer Untersuchung, dass das Feuer auch diesmal seine Natur verleugnet und in den Händen der Dame keine Spur zurückgelassen hatte.

Willibald glaubte daraufhin nichts gewisser, als dass die Richter die unschuldig Befundene nunmehr von dem ange-

klagten Verbrechen frei sprechen würden. Allein er musste bald erfahren, dass er sich in seiner Vermutung gar sehr geirrt hatte.

Die Richter schienen sich nicht versammelt zu haben, das Verbrechen, von dem die Rede unter ihnen war, zu untersuchen. Nein, sie schienen vielmehr bloß gekommen zu sein, es zu bestrafen! Sie kehrten sich deshalb nicht daran, dass Gott selbst in seinem Urteil die Dame freigesprochen hatte, sondern sammelten die Stimmen von Neuem und fanden sie, wie der Erfolg zeigte – des Todes schuldig!

Als man ihr dies bekannt zu machen schien, verließ sie auf einmal alle Standhaftigkeit. Sie fiel auf die Knie und bat mit Tränen um ihr Leben.

Vergeblich. Die hartherzigen Richter blieben unerbittlich und bestanden auf der Vollstreckung ihres Urteils.

Plötzlich raffte sich die Unglückliche auf, da sie sah, dass weder Bitten noch Tränen etwas vermochten, und der Tod ihr unvermeidliches Los sei, zog einen verborgenen Dolch aus ihrem Busen hervor, stieß ihn, ehe jemand es verhindern konnte, bis an das Heft in die Brust und sank mit einem matten *Jesus Maria!* leblos zu Boden.

Dieser schreckliche Anblick beraubte unseren Ritter seiner Sinne. Er sank ohne Bewusstsein neben seinem schlafenden Knappen nieder und lag eine lange Weile ohne Besinnungskraft.

Als er sich endlich von seiner Betäubung wieder erholte, waren Ritter und Dame verschwunden, die Lichter verlöschen, und rund um ihn her herrschte eine feierliche Stille.

Die ganze schauerliche Begebenheit schwebte ihm zwar noch deutlich und lebhaft vor Augen. Er hielt jedoch alles für ein Spiel seiner erhitzten Einbildungskraft, für einen

lebhaften Traum, veranlasst durch das Schauerliche dieses Ortes. Allein er wurde nur zu bald vom Gegenteil überzeugt.

Denn kaum hatte er sich in seinen Mantel gehüllt, kaum sich wieder niedergelegt, so entstand in dem Gemach, aus welchem die Gesellschaft gekommen war, ein so heftiges Gepolter, als ob das wütende Heer darin sein Wesen triebe.

Kurz darauf öffnete sich die Tür und eine lange, hagere, männliche Gestalt trat herein. Sie war in eine Kapuzinerkutte gehüllt, und trug in ihren Gesichtszügen unverkennbare Spuren der Verzweiflung.

Am Eingang blieb sie stehen und gab Willibald, der bei ihrem Anblick schnell aufgesprungen war und unwillkürlich das Schwert gezogen hatte, durch wiederholtes Winken zu verstehen, dass er folgen möchte.

Willibald trug anfangs Bedenken, zu gehorchen. Da aber die Gestalt zu winken fortfuhr, und er durch den vorigen Auftritt schon etwas beherzter geworden war, so ließ er sich endlich doch bewegen und folgte dem Geist, obschon mit dem Schwert in der Hand, durch verschiedene Zimmer über einen düsteren, engen Gang in eine kleine Kapelle.

Hier blieb die Gestalt unweit einem marmornen Leichenstein stehen, seufzte tief auf und redete dann unseren Ritter also an.

»Endlich scheint die Stunde meiner Erlösung zu nahen, endlich darf ich die freudige Hoffnung nähren, meine vielfachen Seelenleiden einmal geendigt zu sehen! Schon ist das menschliche Geschlecht auf diesem Erdenrund zweimal ausgestorben, und noch fand sich kein vom Weibe Geborener, der sich meiner Seele erbarmt hätte. Schon seufzte ich ein langes Jahrhundert in den qualvollen, nie verlö-

schenden Flammen des Fegefeuers, und noch sind die Sünden, deren ich mich in den wenigen Jahren, die ich unter den Menschen verlebte, teilhaftig machte, nicht zur Hälfte getilgt. Noch manches Jahrhundert werde ich für meine Vergehen büßen müssen, wenn du dich meiner nicht erbarmst, werde vielleicht nie Gottes Angesicht schauen, wenn du mir deinen Beistand versagst! Nur du allein kannst mich von den unbeschreiblichen Qualen befreien, die meine Seele unaufhörlich foltern, denn du allein bist von der ewigen Vorsicht aus dem ganzen gegenwärtigen und künftigen Menschengeschlecht ausersehen, mir die ewige Ruhe und Glückseligkeit zu geben, nach der ich nun schon so lange vergebens schmachte. Wehe mir, wenn du meine Bitte nicht erfüllst!«

»Sei unbesorgt, armer Geist! Was ich zu deiner Ruhe beizutragen vermag, werde ich nicht unterlassen.«

»Höre meine traurige Geschichte und urteile dann, ob ich deines Mitleids wert bin oder nicht.

Ich stamme aus einem edlen Geschlecht der Thüringer und bin der letzte Sprössling einer zahlreichen Sippschaft, die, aus Furcht vor den Einfällen der Wenden, in diesem unterirdischen Schloss hauste.

Meine Mutter starb frühzeitig, und mein Vater war ein rauer, aber biederer Mann, der die größte Zeit seines Lebens im Krieg und in den Wäldern zubrachte. Meine Erziehung wurde daher ganz vernachlässigt. Niemand zähmte den Willen des unbändigen Knaben. Niemand bildete sein Herz. Niemand zügelte seine wilden Leidenschaften. Außer den Lehrstunden, die mir ein Mönch in der Religion und im Schreiben erteilte, war ich mir völlig allein überlassen, tat, weil ich nie eine Züchtigung zu befürchten hatte,

alles, was mir gut dünkte, und hielt alles für rechtens.

Dies verursachte mir in reiferen Jahren vieles Unheil. Wegen des geringsten Widerspruchs geriet ich sehr oft in Zwistigkeiten, und ward, weil Waffenübung von meinem frühesten Alter an mein Lieblingsgeschäft gewesen war, um eines einzigen Worts willen, der Mörder manches braven Jünglings. Mit einem Wort: Ich war der niedrigste Sklave meiner Leidenschaften, und nichts war mir zu teuer, dass ich ihnen nicht mit Freuden aufgeopfert hätte.

Doch, kurz ist die Zeit, die ich noch hier zu verweilen habe, und so manches noch übrig, dir mitzuteilen. Ich hebe deshalb aus der Geschichte meines Lebens nur den Umstand aus, der dies harte Urteil des Allmächtigen über mich verhängte.

Mir ward eine schöne und tugendhafte Gemahlin zuteil, und mehrere Jahre durchlebte ich mit ihr in der glücklichsten Ehe. Allein mein unglückliches Schicksal wollte, dass ich auch diesem Engel zum Teufel werden sollte.

Ich wär mit dem Kaiser nach Palästina gezogen, und bereits ein Jahr von meiner Heimat abwesend, als der unbedachtsame Wunsch in mir aufstieg, zu wissen, was wohl in eben diesem Augenblick mein Weib mache.

Ich wandte mich deshalb an einen sogenannten Zauberer. Dieser schien sich einige Augenblicke zu bedenken, versprach aber endlich doch, meinen Bitten zu willfahren, wenn ich ihm bei Ritterwort angeloben wolle, im Fall ich meine Hausfrau in einer unziemlichen Beschäftigung fände, keine Rache deshalb an ihr zu nehmen.

Kaum hatte ich dieses, ohne zu überlegen, ob ich es auch zu halten imstande sein würde, versprochen, so holte der Zauberer ein blauseidenes Tuch hervor, auf welchem lauter

wunderbare Charaktere gezeichnet waren, und breitete es auf den Tisch. Auf dieses setzte er eine Schale von grünem Glas, die er mit einem anderen Tuch von gelber Farbe bedeckte, und in die er eine Kugel vom schönsten Kristall legte. Als er auch diese mit einem dünnen, weißen Tuch zugedeckt hatte, begann er einige magische Worte zu sprechen und gebärdete sich dabei wie ein Wahnsinniger.

Nach dieser Zeremonie zog er, wie es schien, mit tiefster Ehrerbietung das Tuch hinweg, nahm den Kristall in die Hand, hielt ihn gegen das Licht und ließ mich hineinsehen. Anfänglich sah ich nichts. Als die Strahlen der Sonne, die sich in den prächtigsten Farben darin brachen. Aber bald zeigte sich meinem Auge ein Zimmer, das ich sogleich für dasjenige erkannte, in welchem ich von meinem Weib Abschied genommen hatte. Da ich niemand darin erblickte, wollte ich eben dem Zauberer Vorwürfe darüber machen, dass er mir für mein Geld bloß Dinge zeige, die ich nicht zu sehen verlangt hatte. Als die Tür des Zimmers plötzlich aufging, und mein Weib an der Hand eines jungen, schönen Ritters hereintrat. Ihr Betragen dabei war so heiter, ihr ganzes Wesen so zärtlich, so freundlich, dass mein Blut schon bei diesem Anblick in Wallung geriet. Als er sich aber zuletzt gar mit ihr niederließ, ihr wonnetrunken um den Hals fiel, da war meine ganze Fassung dahin! Gleich einem Rasenden stürzte ich aus der Wohnung des Zaubers, und schwur, nicht eher zu ruhen, bis ich diesen Schmach mit dem Blut meines Weibes abgewaschen haben würde.

Sobald ich daher wieder in meiner Heimat angelangt war, dachte ich auf nichts, als mich an meinem treulosen Weib zu rächen. Ich ließ sie in das unterste Burgverließ werfen

und versuchte alle Mittel, sie zum Geständnis ihrer Schande zu bringen. Allein vergeblich!

Sie beharrte auf ihrer Unschuld und beteuerte mit den heiligsten Schwüren, jener Ritter sei ihr eigener Bruder gewesen, der an dem Tag aus Palästina zurückgekommen und kurz vor meiner Ankunft in einer Schlacht gegen die Wenden geblieben sei.

Meine Leute bestätigten diese Aussage. Allein ich hielt sie für bestochen und ruhte nicht eher, bis ich die Unschuldige meiner rasenden Eifersucht aufgeopfert hatte. Sie erstach sich selbst, als sie durch die Feuerprobe ihre Unschuld bewiesen hatte, und ich sie dennoch zum Tode verurteilte.

Das Gerücht von meines Schwagers Tod war unbegründet. Er kehrte kurz nach dem Tod meines unglücklichen Weibes zurück, und überzeugte mich völlig von der Wahrheit ihrer Aussage. Das Bewusstsein, sie schuldlos gemordet zu haben, zehrte jetzt an meinem Mark, und unter den peinlichsten Gewissensbissen trauerte ich mehrere Jahre. Ich bereute meine Tat von Herzen, verfiel endlich in eine stille Melancholie und legte zu einer Stunde, wo mein Gewissen gar zu heftig mich folterte, Hand an mich selbst. Ich wurde in dieser Kapelle beigesetzt und dazu verdammt, so lange alle Nächte auf diese Erde zurückzukehren, um ein Augenzeuge jenes fürchterlichen Berichts zu sein, das ich einst durch bestochene Richter über meine unschuldige Gattin halten ließ, und wovon du vor wenigen Augenblicken selbst Zeuge gewesen bist, bis ein Jüngling von 20 Jahren, in eben der Stunde geboren, wo ich mich entleibte, der noch nie die Gewalt der Liebe gefühlt, aus Mitleid und Erbarmen für mich, ins Gelobte Land wallfahren und am Grab des Erlösers Seelenmessen für mich lesen lassen wür-

de.

Sag, edler Jüngling! Willst du dies verdienstvolle Geschäft übernehmen?«

»Ich will es!«, antwortete Willibald.

»Der Allmächtige segne dein Vorhaben zur Rettung meiner armen Seele!

Doch die Zeit meines Scheidens ist da, und ich muss an den Ort meiner Pein zurück. Lebe also wohl und gedenke deines Versprechen!«

Der Geist versank, und eine helle blaue Flamme schlug aus der Öffnung hervor. Die Erde bebte unter Willibalds Füßen, fürchterliches Geheul durchtönte die Lüfte, und ein heftiger Blitz und grässlicher Donnerschlag streckte ihn betäubt zu Boden.

Als er wieder zu sich selbst kam, befand er sich an der Seite seines noch immer sanft schlafenden Knappen. Er weckte ihn, sagte ihm aber nichts von dem, was er gesehen und gehört hatte, und beide begannen ihren Weg nach Palästina.

Es ist meine Absicht nicht, die mancherlei Abenteuer zu erzählen, die dem Ritter auf seiner Wallfahrt aufstießen. Ich versichere meinen Lesern nur so viel, dass er gesund und unverletzt an dem Ort seiner Bestimmung anlangte, seines Versprechens sich entledigte und manchen Sieg über die Ungläubigen erfechten half.

Auf seinem Rückweg in das geliebte deutsche Vaterland sprach er eines Abends auf der Burg eines alten Ritters ein, und bat, nach damaliger Sitte, um ein Nachtlager. Es wurde ihm mit Freuden gewährt, und ein kleines frugales Mahl, bereitet von den schönen Händen Blankas, brachte unter

traulichem Gespräch unbemerkt die Mitternacht herbei. Willibald begab sich in sein Gemach. Aber vergeblich waren alle seine Bemühungen, auch nur eine Stunde zu schlummern. Die schöne, gefällige Tochter seines Wirts hatte ein Feuer in seinem Herzen entzündet, das nur sie allein wieder zu löschen vermochte. Unruhig warf er sich auf seinem Lager umher, ihr Bild schwebte ihm immer vor Augen. Sie zu besitzen, war sein einziger, sein höchster Wunsch.

Doch ich will keine Liebesgeschichte schreiben. Mit einem Wort also: Blanka wurde Willibalds Verlobte, die er bald darauf unter frohem Jubel zum Altar führte. Die ganze Nachbarschaft wohnte diesem frohen Fest bei, und eine allgemeine Freude verbreitete sich dabei über die fröhlichen Zecher und munteren Tänzer.

Nach Mitternacht schlich endlich ein Ritter nach dem anderen wohlbezeit in sein Kämmerlein, und auch Willibald verfügte sich in das Brautgemach, wo die schöne Blanka mit sittlichem Erröten seiner bereits harrte.

Eben wollte er sich ganz dem süßen Gefühl seines Herzens überlassen, als plötzlich die wohlverschlossene Kammertür aufrauschte, und eben die männliche Gestalt hereintrat, mit welcher Willibald in jener fürchterlichen Nacht die bekannte Unterredung gehabt hatte.

Langsam und feierlich näherte sie sich dem Bett, in welchem der Ritter mit seiner Geliebten lag, blieb einige Schritte davon stehen und redete ihn dann also an:

»Wer ich bin, weißt du, und warum ich komme, wirst du vielleicht erraten.

Du hast deine Zusage redlich gehalten, hast meine Seele befreit von ihren schmerzlichen Qualen! Ich bin seit dem

Augenblick, als du am Grab des Heilands dich deines Versprechens entledigtest, nicht mehr gezwungen, in der Wohnung meiner Väter zur Nachtzeit umher zu wandeln. Ich walle bereits in der Vorhalle der Seligen und werde vielleicht bald den Grad von Vollkommenheit erreichen, den sie bereits erlangt haben.

Nimm daher meinen innigsten Dank und sei versichert, dass der, zu dessen Anschauen ich bald zu gelangen hoffe, dir reichlich vergelten wird, was du an mir getan und ich nicht zu vergelten vermag. Und nun – lebe wohl, lebe glücklich! – Jenseits des Grabes sehen wir uns wieder!«

Der Geist verschwand, und Willibald und Blanka sanken einander wonnetrunken in die Arme. Der Gott der Liebe wiegte sie bald in einen angenehmen Schlaf und streute reichlich Blumen auf den Pfad, den sie, Arm in Arm geschlungen, durch das Leben wallten!

Die Geisterburg

Ich reiste durch ein Dorf, welches nahe an einem Wald grenzte, dessen Besitzer sich aber nie hier aufhielt, und der einen Bauer zum Pächter eingesetzt hatte. Auf meine Frage, warum das schöne Schloss unbenutzt dastände, erfuhr ich, dass es seit zwanzig Jahren von einem Geist beunruhigt würde.

Ich lachte laut auf. Mein Wirt aber brachte mir die glaubwürdigsten Belege, dass schon zwei Wagehälse mit aufgeschnittenen Kehlen herausgetragen und von der Gemeinde begraben worden wären.

Zweifeln war hier unmöglich. Mein Urteil war also gleich, dass irgendeine Betrügerei dabei zugrunde liegen müsse, und nichts konnte mich abschrecken, dieses Abenteuer ebenfalls zu bestehen.

Ehe es Abend wurde, gingen mir dennoch mancherlei Gedanken im Kopf herum. Ich ging vorher selbst aufs Schloss und untersuchte alles in dem Zimmer, wo der Geist wirklich erscheinen sollte. Keine Spalte der Wand, keine Ritze des Fußbodens blieb unerforscht, sogar die Keller durchstrich ich, aber nirgends fand ich etwas, was meinen Argwohn erwecken oder mich sonst irremachen konnte.

Eine Flasche Wasser, ein paar geladene Pistolen und mein Degen waren meine ganze Begleitung. Ich legte alles zusammen auf ein Tischchen und stellte meinen Stuhl so dahinter, dass ich alle Winkel der Stube und besonders die Tür übersehen konnte. Nun zündete ich zwei Lichter an und stellte das eine etwas abwärts, um im Notfall, wenn das andere etwa plötzlich verlöschen sollte, mich dessen zu bedienen. Auch hatte ich mich mit einem guten und sehr fertigen Feuerzeug versehen. Ich setzte mich ganz ruhig nieder und las in einem mitgebrachten Buch. Nichts rührte, nichts bewegte sich.

Mit dem Schlag zwölf hörte ich ein dumpfes Getöse, das einem entfernten Gewitter ähnlich schien. Es kam immer näher. Plötzlich geschah in meinem Zimmer ein heller Blitz und harter Donnerschlag, und in demselben Augenblick sprang aus der Wand eine große geharnischte Figur hervor, und stellte sich mir gerade gegenüber.

Einige Augenblicke sah ich halb bewusstlos darauf hin, bald aber fasste ich mich wieder und fragte die Gestalt, was sie bewege, auf diesem Schloss solchen Unfug zu treiben,

und den rechtmäßigen Besitzer zu verscheuchen.

Ich erhielt keine Antwort. Der Geist rührte sich nicht von der Stelle. Dies gab mir neuen Mut. Ich stand auf, nahm ein Licht, beleuchtete ihn von allen Seiten und fand, dass es ein bloßer leerer Harnisch sei.

Dies kam mir - Gott weiß, warum - in diesem Moment so komisch vor, dass ich laut auflachte, ein Terzerol ergriff und es darauf abschoss. Aber diese Unvorsichtigkeit hätte mir bald das Leben gekostet, denn die Kugel sprang zurück und fuhr dicht neben mir in die Wand.

»Tollkühner Sterblicher!«, begann daraufhin mit einer dumpfen Stimme die Figur, »ich könnte deine Verwegenheit dir mit dem Leben bezahlen lassen. Indes sei es dir geschenkt, unter der Bedingung, dass du dich ganz ruhig schlafen legst und es nie wieder wagst, dieses Schloss zu betreten. Übertrittst du je dieses Gebot, so ist es um dich geschehen!«

Ein heller Blitz, begleitet von einem heftigen Knall, und verschwunden war die Gestalt wieder durch die Wand, woher sie gekommen war.

Ich nahm aufs Neue mein Licht und untersuchte nun mit einer außerordentlichen Sorgfalt die Wand, aus welcher die Maschine herausgesprungen war. Sie war von Stein. Klopfen auf allen Seiten gab nicht den Schall eines Hohlraumes. Von Fugen war nichts daran zu bemerken. Ich überlegte, dachte, zerbrach mir den Kopf. Ich konnte und wollte nichts von Geistererscheinungen glauben, und doch entdeckte sich mir nichts Natürliches.

Ich legte mich endlich aufs Bett und versuchte einzuschlafen. Aber mein unruhiges Blut gab keinem festen Schlaf Raum. Es war ein Mittelding zwischen Schlummern und

Wachen. Bald träumte ich, bald sah ich den Geist und schreckte auf.

Der Gedanke, dass hier ein verborgenes Kunststück sich befinden müsse, dessen böse Menschen sich bedienten, um ihre Räubereien zu beschönigen, beschäftigte mich zuletzt am meisten und schien mir am wahrscheinlichsten. Ich fasste deshalb den unwandelbaren Entschluss, eine zweite Nacht hier zuzubringen.

Mein Wirt, dem ich das ganze Abenteuer und auch die Drohung des Geistes nicht verschwiegen hatte, geriet dadurch in Furcht und Schrecken, und ich konnte ihn nur dann erst loswerden, als ich ihm die Versicherung gab, ich wäre ein Teufelsbanner, dem kein Geist etwas schaden könne. Um zehn Uhr ging ich wieder in das Schloss und vertrieb mir mit allerlei Beschäftigungen die Zeit, bis es zwölf Uhr schlug. Aber kein Toben ließ sich hören, kein Geist erschien. Es schlug eins, und alles blieb still. Ich glaubte nun nichts Gewisseres, als dass meine Herzhaftigkeit den nächtlichen Folterer furchtsam gemacht hätte, und hielt mich nunmehr vollkommen überzeugt, dass es eine bloße Gaukelei sei.

Da ich vorherige Nacht nicht geschlafen hatte, so war ich äußerst müde, kleidete mich aus und legte mich nieder. Kaum aber lag ich im Bett, so fiel ein Stahlgitter auf mich und drückte mich so, dass ich nicht imstande war, mich zu rühren oder zu bewegen.

Nun sah ich die Größe meiner Unvorsichtigkeit und die Möglichkeit ein, wie die gestern geschehene Drohung an mir vollzogen werden konnte. Plötzlich erschien auch der Harnisch und sprach die fürchterlichen Worte: »Bereite dich auf deinen Tod vor!«

Im selben Augenblick geschah ein heftiger Blitz und Donnerknall. Eine weiße, blendende Gestalt kam, dem Harnisch gegenüber, aber ebenfalls aus der Wand zum Vorschein und sagte zu ihm: »Schweig, verdammter Betrüger, der du schon zwei Mordtaten auf deine Seele geladen hast, und lass dich mit deiner Rotte nie wieder hier sehen!«

Im Nu war der Harnisch verschwunden, und der lichte Geist näherte sich meinem Bett. Er hatte es kaum berührt, als schon das stählerne Gitter aufflog.

»Verwegener Jüngling!«, sprach die Gestalt zu mir, indem sie sich wieder zurückzog. »Mäßige in Zukunft deinen Vorwitz. Diesmal habe ich dein Leben noch gerettet! Nicht immer möchte mir dies gelingen!«

Ich sprang auf und wollte ihr nach. Aber ein neuer Blitz und Schlag schreckte mich zurück. Mit ihm war die Erscheinung verschwunden. Ich hatte nicht Lust, länger hier zu verweilen, ging zu meinem Wirt und legte mich schlafen. Am folgenden Morgen ging ich in seiner Begleitung aufs Schloss. Es war alles ohne die geringste Veränderung in seinem vorigen Zustand, nur der Boden hatte einige Pulverflecke, und in den zwei verschiedenen Ecken des Zimmers lag etwas verbranntes Papier.

Am Betthimmel fanden wir das stählerne Gitter, welches zum Bett, das ebenfalls ganz von Stahl war, zu gehören schien. Alle unsere Kräfte aber vermochten nicht, es von den Pfosten zu trennen.

Je mehr ich nachdachte, desto mehr wurde mir die ganze Begebenheit ein unlösbares Rätsel.

Zu glauben, dass es eine wirkliche Erscheinung gewesen sei, dazu hatte ich eine zu aufgeklärte Erziehung genossen. Und doch konnte ich es wieder nicht zusammenreimen,

was die zweite Erscheinung bewogen haben konnte, Zeit, Ort und Umstände so genau abzumessen und all die verschiedenen unmöglich scheinenden Möglichkeiten zu übersteigen, und mich eben in dem gefährlichsten Augenblick zu retten! Was für Gründe konnte man gehabt, was für Vorteile davon erhofft haben?

Das Resultat von allen diesen Betrachtungen fiel endlich dahin aus, dem Besitzer dieses Schlosses, einem Grafen S..., der sich gegenwärtig in Italien aufhalten sollte, nachzureisen, und mit diesem gemeinschaftlich der obwaltenden Betrügerei nachzuspüren und sie ans Licht zu ziehen.

Da ich mich auf meiner Reise immer nach dem Grafen erkundigte, so erfuhr ich endlich, dass er gegenwärtig in P... sei und sich mit einem Mann, namens Silvio, in Verbindung eingelassen habe, der ihm den Geist wegbannen sollte. Auf weiteres Nachforschen hörte ich, dass dieser Mann sich für älter als hundert Jahre ausgäbe, in dieser Gegend schon manche unbegreifliche Proben seiner Kunst gegeben habe, sodass er allenthalben als ein mit besonderen Gaben von Gott ausgerüsteter Mann betrachtet und in den Klöstern verehrt werde. Seit vier Tagen lebe er mit dem Grafen, der zum Besten der Armen eine bedeutende Summe im Kloster des heiligen Franziskus habe niederlegen müssen, in einer unterirdischen Höhle, wo er ihm versprochen habe, zu untersuchen, ob er seinen Geist beschwören könne.

Ich musste mit großer Behutsamkeit zu Werke gehen, wenn meine Absicht nicht fehlschlagen sollte. Jener Mensch hatte sich einmal in das Herz des Grafen geschlichen und besaß sein Zutrauen. Es konnte ihm daher leichtfallen, meine vom Pächter und den Bauern bestätigte Erzählung verdächtig zu machen, und meine Aussage für ein Hirnge-

spinst zu erklären. Ich ließ mir also den Ort zeigen, wo der Eingang zur Höhle war, die, nach der Angabe der dortigen Einwohner, keiner zu betreten wage, der nicht die Erlaubnis und den Segen der Franziskaner vorher erhalten habe.

Mir gingen die Augen über diese Höhle und den angeblichen Geisterbanner immer mehr auf. Ich durchdachte die Rolle, die ich spielen wollte, und baute darauf den guten Ausgang meines Unternehmens.

Unter dem Vorgeben, dass ich eine Reliquie besitze, die mich vor jedem Ungemach schütze, betrat ich, mit einer kleinen angebrannten Lampe und begleitet von den guten Wünschen aller, die mit mir gegangen waren, die Höhle. Ich fand den Eingang bequem, und nachdem ich zwölf Stufen herabgestiegen war, musste ich durch einen langen, geschlängelten Gang wandern, der mich endlich in ein ziemlich geräumiges Zimmer führte, in dem sich allerlei Hausrat befand.

Ich hielt mich hier nicht auf und gelangte bald in ein kleineres, in welchem zwei Betten und einige ausgeleerte Flaschen standen. Eine andere Tür brachte mich wieder in einen langen Gang, durch den ich fast eine halbe Stunde gehen musste. Endlich sah ich von Weitem einen hellen Schein, auf den ich nun losging, nachdem ich vorher meine Lampe, die mich nun blendete, ausgelöscht hatte.

Dieser Schein fiel von oben herab durch ein viereckiges Loch, und ich sah ein Brett auf der Erde, welches mir genau in die Öffnung zu passen schien. Ich riet sogleich auf eine Hebemaschine und hatte mich nicht geirrt.

Denn kaum stand ich mit beiden Füßen darauf, als sie sanft in die Höhe ging und mich in ein mit vielen farbigen Lampen erleuchtetes Gemach hinaufhob, wo der Graf und

der Geisterbanner in einem Kreis von Sand saßen.

Mein unvermutetes Erscheinen brachte ein ganz entgegengesetztes Benehmen bei beiden hervor. Der Graf schien mehr freudig, als erschrocken. Der Geisterbanner aber unterdrückte mit sichtbarem Zwang einen lauten Ausbruch des Schrecks.

Kaum war er nach einer kleinen Pause vermögend, die Worte hervorzubringen. »Wer unterfängt sich, dieses Heiligtum unberufen zu betreten?«

»Ein Bekannter jenes nächtlichen Wesens, das zu bannen du dir vorgenommen hast.«

Der Graf sprang auf. Dem Geisterbanner schien leichter ums Herz zu werden, als er den Schall einer menschlichen Stimme vernahm. Er sprach heimlich mit dem Grafen, und dieser schien durch Kopfnicken die Einwilligung zu einer von ihm zu machenden Frage zu geben.

»Es ist nicht genug«, fuhr der Banner nun zu mir fort, dass du dich für einen Bekannten jenes geistigen Wesens aus gibst. Dies kann jeder. Beantworte mir erst zwei Fragen: »In welchen Zimmern lässt sich jene Erscheinung sehen?«

»Nur in einem, wo das stählerne Bett mit dem schrecklichen Gitter steht.«

»Wie erscheint sie?«

»Aus der Wand springend, als ein eiserner Harnisch, den kein Stahl verletzen, kein Blei durchlöchern kann.«

Der Graf wurde aufmerksamer und der Banner blass. Er winkte jenem, sich zu entfernen. Als dies geschehen war, fragte er mich lächelnd: »Bist du ein Sterblicher oder ein Geist?«

»Ein Sterblicher!«

Sein Gesicht erheiterte sich nach diesen Worten merklich.

Er machte mir verschiedene Zeichen und wurde verlegen, als ich sie unbeantwortet ließ, weil ich wirklich nicht recht verstand, was er damit andeuten wollte.

Er rief den Grafen wieder und sagte zu diesem: »Er ist kein Geist, scheint aber hohe Kenntnisse zu haben.«

Mich selbst lud er zum Abendessen ein.

Er führte uns durch eine Tür die Treppe hinab in einen kleinen Speisesaal. Wir setzten uns zu Tisch, aßen und tranken recht gut. Hierauf machte er mir eine Matratze zurecht, und wir legten uns nieder.

Dass ich nicht schlief, kann man wohl denken, aber ich stellte mich schlafend.

Als der Graf, an diesen Ort schon gewohnt, wirklich eingeschlafen war, glaubte sich der Geisterbanner sicher, stand auf, zündete eine Lampe am Nachttisch an und schlich sich fort.

Ich hörte ihn eine entfernte Tür aufschließen und weckte den Grafen.

»Ist Ihr Freund schon oft des Nachts weggegangen?«, fragte ich ihn.

»Noch nie!«, war seine Antwort.

»Eben hat er uns verlassen.«

Der Graf wollte es nicht glauben, stand auf, und überzeugte sich.

»Hüten Sie sich«, sagte ich. »Man hintergeht Sie!«

»Er hat mir doch alles gesagt, was Sie mir gesagt haben!«

»Auch dass, außer dem Harnisch noch eine weiße Gestalt auf Ihrem Schloss sich sehen lässt?«

»Das ist lächerlich«, entgegnete mir der Graf etwas misstrauisch. »Diese hat noch niemand gesehen!«

Ich erhielt auf meine ferneren Fragen keine weitere Ant-

wort, sprach auch nichts weiter und stellte mich wieder schlafend.

Gegen Morgen kam der Geisterbanner wieder, setzte sich vor das Bett des Grafen und sprach viel mit ihm, doch konnte ich den Inhalt ihres Gespräches nicht deutlich genug verstehen.

Müde dieses Geflüsters tat ich, als ob ich erwachte, und wünschte beiden einen guten Morgen. Nach eingenommenem Frühstück ersuchte mich der Geisterbanner, mich ins Zimmer der Beschwörungen hinaufheben zu lassen, wo er den auf dem Schloss des Grafen spukenden Geist zitieren werde. Er selbst wolle den Grafen nur vorher nochmals darauf vorbereiten und in kurzer Zeit mit ihm nachkommen.

War es mein guter Genius, der mich warnte, oder eine innere Ahnung, die mir eine unerklärliche Beängstigung verursachte - kurz, eine unsichtbare Gewalt zog mich von diesem Ort weg. Ich sprang ohne Schaden die Öffnung wieder hinab, ging mit einer Lampe durch den langen Gang, kam ans Tageslicht, und gelangte unbeschadet in meine Wohnung zurück.

Bald nach meiner Ankunft überreichte mir mein Wirt einen versiegelten Zettel, den ein fremder Bediensteter abgegeben und dringend um augenblickliche Bestellung gebeten hatte. Hastig öffnete ich ihn und fand darin die Worte:

»Dein Leben ist verloren, wenn du noch eine Nacht hier verweilst! Eile ohne Verzug nach Neapel!

Ich stand und staunte und wusste anfänglich selbst nicht, was ich aus dieser abenteuerlich scheinenden Warnung machen sollte. Nach langem Kampf mit mir selbst gab endlich mein jetziger Gemütszustand den Ausschlag. Ich nahm unverzüglich Post nach Neapel. Je näher ich dieser Stadt

kam, desto mehr machte ich mir über meine Handlungsweise Vorwürfe. Der Graf konnte jetzt nicht anders urteilen, als dass ich ein Betrüger sei, der, aus Furcht entdeckt zu werden, davongelaufen wäre. Meine ganze Hoffnung, ihn aus seinem unseligen Traum zu wecken, war dahin. Und schon war ich entschlossen, diese ganze Unternehmung aufzugeben, als ein neuer Zufall mich in den vorigen Enthusiasmus zurückbrachte.

Eines Tages brachte mir mein Wirt, dem ich meine ganze Geschichte erzählt hatte, die Nachricht, er habe an einem öffentlichen Ort Menschen gesehen, die nach der gemachten Beschreibung keine anderen als der Graf und der Geisterbanner sein könnten. Diese Nachricht war für mich äußerst wichtig. Ich wollte mich selbst in die Gefahr wagen, alles zu untersuchen.

»Um Himmelswillen!«, sagte er. »Sie kennen den Italiener nicht. Wenn er glaubt, man habe ihm ein Projekt verderben wollen, dann ist seine Rache unbegrenzt. Ich will es auf mich nehmen, die sorgfältigsten Erkundigungen einzuziehen.«

Ich war damit zufrieden. Er ging, kam zurück, sagte, er habe ein Gespräch mit ihnen angesponnen und sei endlich auch auf mich gekommen. »Kaum hatte der Geisterbanner gehört, dass Sie auch hier wären«, fuhr mein Wirt fort, »als er alle Schmeicheleien aufbot, um mich dahin zu bringen, Sie bei ihm einzuführen. Der Graf vereinigte seine Bitten und nannte mir den Gasthof, wo sie logierten. Ich versprach es, um ihrer los zu werden, und entfernte mich dann unbemerkt in der größten Geschwindigkeit. Tun Sie jetzt, was Ihnen gut dünkt. Raten kann ich zu nichts.«

»Ich gehe hin, und Sie müssen mich begleiten«, war mei-

ne Antwort. »Morgen mit dem Frühsten!«

Er versprach es, wünschte mir eine gute Nacht, und ließ mich allein. Es mochte ungefähr gegen Mitternacht sein, als plötzlich die Tür meines Zimmers ohne Geräusch aufging und jene lichtweiße Gestalt, die mir damals auf dem Schloss des Grafen das Leben rettete, hereintrat.

Sie sagte zu mir: »Geh nicht zum Geisterbanner. Es ist dein Tod! Zum dritten Male rette ich dich! Auf dem Schloss des Grafen siehst du mich wieder!«

Ich war überrascht, erstaunt. Jetzt sprang ich plötzlich auf und griff nach meinem Degen, um das Phantom zu entlarven. Allein ich war keine Sekunde in Bewegung, als Knall, Blitz, Rauch, das Verschwinden der Gestalt, das Werk eines Augenblicks war. Mein Licht war verloschen, ich stand im Finstern und fast ohne Besinnung da!

In dieser Lage fand mich mein Wirt, der durch die ofenstehende Tür in mein Zimmer trat.

»Mein Gott!«, rief er erschrocken aus. »Was ist hier vorgefallen? Sie haben einen nächtlichen Besuch gehabt und müssen etwas auf Ihrem Gewissen tragen. Erfährt das geistliche Gericht etwas von diesem Umstand, so sind Sie verloren. Ich rate Ihnen wohlmeinend, Neapel ohne Verzug zu verlassen.«

»Sahen Sie denn etwas?«, fragte ich.

»Der Knall weckte mich«, antwortete er. »Ich glaubte ihn auf der Straße, sah hinaus, und eine lichtweiße Gestalt ging aus meiner Haustür und machte diese hinten sich zu. Doch hörte ich kein Schlüsselgeräusch. Wir wollen doch sehen, ob sie verschlossen ist!«

Ich ging mit ihm hinunter. Sie war fest zu, und keine Spur irgendeiner Gewalttätigkeit daran zu entdecken.

»Schossen Sie auf die Gestalt?«, fragte er mich.

»Nein!«, erwiderte ich. »Ich wollte mit dem Degen auf sie zu. Knall, Blitz, Rauch und Verschwinden waren eins.«

»So hat sie auf Ihr Licht geschossen.«

Wir besahen es. Es war schwarz, wie verbrannt, und wollte nicht brennen.

Mein Wirt schüttelte den Kopf, zündete ein anderes Licht an und wünschte mir mit bedenklicher Miene eine gute Nacht.

Für mich war jeder Gedanke an Ruhe verschwunden. Schlaflos warf ich mich umher und war froh, als der Tag anbrach. Ich sah mich in eine Geschichte verwickelt, die ich nicht zu durchdringen vermochte, und von deren Entwicklung doch ein großer Teil meiner Zufriedenheit abhing.

Ich besann mich kurz, befahl meinem Diener, den Koffer zu packen, und reiste ohne Verzug in das Dorf des Grafen.

Bei meiner Ankunft entdeckte ich mich niemand als den oben erwähnten Verwalter und bat ihn, meine Gegenwart vor jedermann geheim zu halten. Durch ihn erfuhr ich, dass der Graf und der Geisterbanner hier schon angekommen waren, dass das Gespenst sich wieder habe sehen lassen, und dass der morgige Tag dazu bestimmt sei, die Beschwörung vorzunehmen.

Mit Ungeduld sah ich diesem entscheidenden Zeitpunkt entgegen. Wenige Stunden vorher machte ich dem Grafen bekannt, dass ich auch hier sei, mit dem Ersuchen, es mit dem Geisterbanner auszumachen, dass noch eine Person dabei gegenwärtig sein dürfe, die er ihm aber nicht nennen solle. Der Graf tat es mit Vergnügen, und jener, da ihm die weiße Gestalt nicht erschienen war, und er nun seiner Sache gewiss zu sein glaubte, gab es zu.

Nachdem also alle Vorbereitungen gemacht waren, trat ich ins Zimmer. Dies mochte er nicht erwartet haben, und eine sichtbare Blässe überzog sein ganzes Gesicht.

»Das ist gegen unsere Absprache, Herr Graf!«, sagte er aufgebracht.

Ich versuchte ihn zu besänftigen und versicherte ihn, dass ich mich dabei ganz ruhig verhalten würde.

Das erste entscheidende Zeichen der Macht des Geisterbanners war so, dass der Geist erscheinen musste. Das geschah. Der Harnisch sprang mit einer unglaublichen Geschwindigkeit aus der Wand hervor. Doch schien es mir jetzt, als ob die Wand sich zurückgezogen hätte und wieder hinter dem Harnisch vorgesprungen wäre.

Aus ihm ertönten nun die Worte: »Verwegener Sterblicher! Entferne dich oder dein Tod ist gewiss!«

Eben wollte der Geisterbanner den Mund öffnen und antworten, als nicht weit von ihm die weiße Gestalt mit Blitz und Knall sich erhob. Der Graf stand wie verzaubert und sah mich verwunderungsvoll an.

Die weiße Gestalt sprach: »Silvio, dein schändlicher Betrug ist entdeckt. Du kannst diesen Harnisch erscheinen und verschwinden lassen. Aber ich kann es auch.«

Der Geisterbanner sprang auf jenen Ort zu. Aber ehe er dahin kam, richtete die weiße Gestalt eine Hand auf ihn, aus welcher ein Rauch hervorging, der ihn wie betäubt machte.

Ich fasste ihn und setzte ihn ziemlich unsanft auf einen Stuhl. Er zückte einen Dolch, um mich zu durchbohren, den ich ihm aber aus der Hand wand.

»Sie sehen, mein Herr!«, begann ich nun, »dass Sie völlig entlarvt sind. Das einzige Mittel, Ihrer verdienten Strafe zu

entgehen, ist, wenn Sie aufrichtig den ganzen Zusammenhang dieser Geschichte aufdecken.«

Der Graf, der noch immer stillschweigend dagestanden hatte, bekräftigte mein Versprechen durch ein stilles Kopfnicken.

»Wohlan, ich will es!«, erwiderte Silvio mit einem tiefen Seufzer. »Denn ich sehe, ich bin ganz verraten.«

In diesem Augenblick ließ die weiße Gestalt ihren Schleier fallen. Himmel, was sah ich! Es war Rosalie, die ich einst bis zur Schwärmerei liebte, die ich dann treulos verließ, und oft im Stillen als tot beklagte.

Ich lief auf sie zu, fiel vor ihr nieder, bat um Verzeihung meiner Tat, schwur, dass ich sie noch liebe, dass ich sie ewig lieben würde.

»Ist dies möglich?«, rief sie außer sich vor Freude. »O, so bin ich das glücklichste Geschöpf!«

»Möglich und wahr!«, erwiderte ich, umarmte sie und bat sie nun, das Rätsel aufzulösen.

»Geduld! Diese Auslösung soll dir werden! Erst aber muss dieser Betrüger dem Grafen beichten.«

Der Graf faltete die Stirn und befahl mit einem grimmi- gen Blick dem Silvio, ihm bei Lebensstrafe eine genaue Rechenschaft von der Ursache abzulegen, die ihn bewogen hätte, sein Schloss zum Spielraum seiner Betrügereien zu wählen.

»Gnädiger Herr!«, antwortete Silvio mit zaghafter Stimme, »auf den Ursprung kann ich nicht gehen. Mein Vater und Großvater haben ihre Residenz in den Gewölben dieses Schlosses gehabt. Nach des Letzteren Tod ging ich, ihrem Befehle gemäß, nach Italien und warf mich in die Arme des heiligen Franziskus. In welcher Verbindung sie

mit diesem gestanden haben, weiß ich nicht. Das weiß ich aber, dass mein Vater mir sagte, dies Schloss muss einst dein werden. Das Geld dazu erhältst du von den Franziskanern. Kurz vor seinem Tod sagte er mir, wie ich es anfangen sollte, um den Besitzern dieses Schloss zuwider zu machen. Er machte mich deshalb mit der Wirkung dieser Maschine bekannt.

Ihre Abneigung, dieses Schloss zu verkaufen, blieb indes so standhaft, dass alle Mittel vergeblich waren, dieselbe zu überwinden. Ich ergriff daher, als ich von Ihrer Reise nach Italien erfuhr, einen anderen Ausweg. Ich vertraute dem Treuesten meiner Leute meinen Plan an, überließ ihm die fernere Leitung der Intrige auf diesem Schloss, reiste Ihnen unverzüglich nach, wurde durch Hilfe der verschmitzten Mönche mit Ihnen bekannt, wusste Sie an mich zu ketten und beschloss, durch Wegbannung des Geistes, Sie mir verbindlich zu machen.

Das ist alles, was ich weiß. Von diesem Maschinenwerk ist mir nur so viel bekannt, dass eine Feder die Wand weghebt, und eine andere den Harnisch herausspringen lässt.«

Er gab ein Zeichen, und langsam öffnete es sich weiter zurück. Er ließ den Harnisch zurückspringen und zeigte uns, dass der Tritt auf einen Nagel dies bewerkstellige.

»Aber«, setzte er hinzu, »alles muss vorbereitet sein, und die ganze Maschine unten von jemand regiert werden. Eine untere Feder schließt das Ganze. Sobald sie nicht hinweg getan ist, wirkt keine andere. Dies hat sogar Einfluss auf das Bett.«

Er trat zu diesem und ließ das Gitter nach Belieben fallen und steigen.

Jetzt fragte Rosalie, ob er auch wisse, wie sie erschienen

sei.

»Nein!«, entgegnete er. »Ich habe nie etwas von dieser Öffnung gewusst, habe Sie für einen wirklichen Geist gehalten.«

Rosalie trat an eine Seite der anderen Wand, und weg war sie, erschien aber gleich wieder.

Der Graf schien befriedigt. »In der Erwartung, dass ich nichts weiter von Ihnen zu fürchten habe«, begann er, »verzeihe ich Ihnen alles. Reisen Sie in Gottes Namen zu den Brüdern des heiligen Franziskus zurück. Falls nicht, so verfolge ich Sie wie einen Mörder!«

Silvio küsste dankbar dem Grafen die Hand, versprach alles und reiste noch gleichen Abend, begleitet von seinen treuen Helfershelfern, von hier ab.

Nie hat man von dieser Zeit an weder etwas von ihm gesehen oder gehört, noch hat irgendein neuer Vorfall auf dem Schloss zu der Mutmaßung Veranlassung gegeben, dass er noch ferner mittelbar oder unmittelbar gegen den Grafen wirke.

Ich wende mich nun zu Rosalie, um den völligen Aufschluss über jene mir unerklärbare Begebenheiten meinen Lesern mitzuteilen.

Rosalies Diener war als Kind bei den unterirdischen Gästen des Schlosses gewesen, wusste alle Schliche, war bei einer ergriffenen Gelegenheit ihnen entwischt und hatte danach, als sie nach meiner heimlichen Entfernung mir unbenutzt gefolgt war, sich der Schliche bedient, und besonders einen geheimen Gang, den er einst ganz allein entdeckt hatte, benutzt, um ihr zur Erscheinung die Möglichkeit zu bewirken.

Den Brief in P..., der eine bloße Vorsichtsmaßregel war,

hatte mir dieser Diener ebenfalls überbracht. In Neapel war mein Wirt bestochen worden, um zu Rosalies Erscheinung hilfreiche Hand zu bieten.

Um die Entdeckung des Betrugs bei den Erscheinungen um so mehr zu verhindern, waren solche allemal unter Donner und Blitz vor sich gegangen.

Der Schlossbarbier

Schon in seinem zwanzigsten Jahr wurde Fritz durch den Tod seines Vaters, der eines der ersten Handelshäuser in C... hatte, der Erbe eines sehr großen Vermögens, nach welchem er schon lange im Stillen geseufzt hatte. Weit entfernt, gleich seinem Vater, Tag und Nacht mit Entwürfen zur Vergrößerung seiner Reichtümer sich zu beschäftigen, beschloss er vielmehr, die schon erworbenen, soviel wie nur immer möglich sei, zu genießen. Sein Haus ward bald der Sammelplatz zügelloser Wüstlinge, die mit der täuschendsten Außenseite sich um seine Freundschaft bewarben, sein Herz einzunehmen und ihn in kurzer Zeit in einen ununterbrochenen Taumel von Zerstreungen und Lustbarkeiten aller Art zu verwickeln wussten, auf seine Kosten ihren Leidenschaften frönten, und täglich bei ihm in Saus und Braus lebten.

Mangel an Klugheit, jugendlicher Leichtsin, ein zu geringer Grad Menschenkenntnis und Erfahrung mit der Welt, machte unseren Fritz leider nur zu bald zu einem warnenden Beispiel schändlicher Verführung. Die Handelsgeschäfte wurden der völligen Willkür der Diener

überlassen, und mit feinem Buchhalter sprach er nur dann, wenn er neue Summen zu seiner ausschweifenden Lebensart bedurfte. Vergebens waren alle Vorstellungen dieses ehrlichen Mannes, vergebens alle Winke, die er ihm für die Zukunft gab. Fritz verlachte sie, lebte nach wie vor und war in einigen Jahren bankrott.

Da gingen ihm die Augen auf, und die bitterste Reue nagte an seinem Herzen. Aber es war zu spät, denn kaum konnte er aus den Trümmern seiner ehemals unermesslichen Schätze so viel retten, um sich nur einige Monate gegen die äußerste Dürftigkeit zu schützen. Seine ehemaligen Gesellschafter behandelten ihn wie einen Verbrecher, und er war nun ganz allein sich selbst und seinem traurigen Schicksal überlassen. Er fasste endlich den Entschluss, seinen Geburtsort zu verlassen, um in irgendeinem anderen Himmelsstrich sein Unterkommen zu finden.

Er richtete seinen Weg nach Amsterdam!

Schon über die Hälfte desselben hatte er glücklich zurückgelegt, als ihn eines Abends, mitten in einer unbesuchten Gegend, ein schweres Gewitter, von einem so heftigen und starken Regen begleitet, überfiel, dass er bis auf die Haut durchnässt wurde. Weit und breit erblickte er kein schützendes Obdach, die Nacht brach herein und der bewölkte Himmel verbreitete eine so große Finsternis, dass er keinen Gegenstand zu erkennen in der Lage war. Endlich erblickte er in der Ferne ein Licht, welches ihm nun zum Leitstern dienen musste.

Er gelangte an ein armseliges Hüttchen, an welches er pochte, und um Einlass bat. Allein der Bewohner desselben, ein harter, unfreundlicher und mürrischer Mann, rief ihm von innen zu, ohne nur einmal das Fenster zu öffnen.

»Ich kann niemand beherbergen.«

Der durchnässte Fritz wiederholte seine Bitte. Vergeblich!

»Müsst noch ein halbes Stündchen weitergehen, linker Hand durch das Büschgen«, rief der Isegrim. »Da ist ein Dorf, wo ihr im Wirtshaus schon noch ein Nachtlager bekommen werdet!«

So sauer es auch dem armen Fritz ankam, dessen müde Füße kaum imstande waren, ihn weiter fortzuschleppen, so musste er sich dennoch zu diesem Weg entschließen, wenn er nicht diese regnerische und stürmische Nacht unter freiem Himmel zubringen wollte.

In einem bejammernswürdigen Zustand langte er endlich daselbst an, und bat den Wirt um ein Nachtlager.

Aber auch dieser, der aus Fritz' äußerer Kleidung unstreitig schließen mochte, dass er vielleicht ein Landstreicher oder sonst verdächtiger Mensch sei, entgegnete ihm in einem barschen Ton:

»Meine Zimmer sind besetzt, und Ihr werdet wohl bis zum nächsten Dorf marschieren müssen! Doch ...«, setzte er nach einer kleinen Pause hinzu, »wenn ihr nicht furchtsam seid, so will ich Euch allenfalls noch unterbringen. Seht ihr jenes Schloss dort oben? Es ist das Jagdschloss des gnädigen Herrn, der hier sehr oft mit seinen Freunden den Tag über hinbringt. Zu diesem habe ich die Schlüssel in Verwahrung, und es steht ganz leer. Zwar herrscht in dieser Gegend allgemein die Sage, als spuke ein nächtlicher Geist darin. Aber solange ich nun hier schon die Wirtschaft betreibe, habe ich nie etwas davon gesehen oder gehört. Es mögen wohl nur Katzen oder Mäuse sein!« Fritz, gänzlich außerstande, weiterzugehen, nahm notgedrungen den Vorschlag des schelmischen Wirts an, der mit einem Mal

freundlicher gegen ihn wurde, die Haustür öffnete, eine gute Abendmahlzeit besorgen ließ, eine Bouteille Wein holte, ihm eine Laterne nebst zwei Lichtern gab, und ihn bis aufs Schloss begleitete, welches auf einer Anhöhe, dem Gasthof gegenüber, ungefähr einige Hundert Schritte von demselben entfernt lag.

Bei ihrer Ankunft öffnete der Wirt die Tür, überreichte ihm die Lebensmittel und sagte. »Sollte Euch in der Nacht etwas zustoßen, so dürft Ihr nur aus dem Fenster um Hilfe rufen, wo es meine Leute, die ohnehin fast die ganze Nacht hindurch wach sind, schon hören werden.«

Hierauf ging er wieder zurück und ließ unseren Fritz allein.

Mutig und getrost stieg dieser die Treppen hinauf. Er fand alle Zimmer nicht nur im besten Zustand, sondern auch mit allen nur möglichen Bequemlichkeiten versehen und wählte dasjenige zu seinem Schlafgemach, dessen Fenster dem Wirtshaus am nächsten waren.

Nun zündete er die Lichter an, machte sich über sein Abendbrot und vergaß, je öfter er das Weinglas leerte, jeden Gedanken von Furcht. Hier auf verriegelte er die Tür, öffnete ein Fenster und sah zum Gasthof, wo noch alles in Tätigkeit und munter und aufgeräumt war. Allein bald wurde es stiller und stiller, die Lichter verloschen nach und nach alle - bis auf ein einziges Nachtlämpchen. Es schien so, als ob die Erzählung des Wirts eine gewisse Bangigkeit in ihm von Neuem rege machte, welche seine geschäftige Fantasie durch die abenteuerlichsten Bilder und Vorstellungen vermehrte. Endlich gewann die Müdigkeit die Oberhand. Er legte sich mit seinen Kleidern aufs Bett und verfiel bald in einen sanften Schlaf.

Gerade schlug die Glocke auf dem Schlossturm zwölf, als plötzlich ein dumpfes Gerassel, Auf- und Zuschlagen von Türen und ein Geklimper von Schlüsseln ihn wieder aufschreckte. Er glaubte zu träumen, richtete sich auf, um desto gewisser überzeugt zu werden, und fand, zu seinem nicht geringen Schreck, seine Mutmaßung bestätigt.

Das Getöse kam immer näher.

Der arme Fritz zog vor Angst und Entsetzen die Decke fast über den Kopf, hörte aber ganz deutlich, dass jemand verschiedene Schlüssel probierte, um die Tür seines Schlafzimmers zu öffnen.

Endlich traf es den rechten. Das Schloss ging auf, und die inwendig vorgeschobenen Riegel sprangen mit einem einzigen Schlag zurück. Unter einem grimmigen Knall sprang die Tür auf, und ein langer, hagerer Mann, mit einem langen, schwarzen Bart, in altdeutscher Tracht, einen kleinen spitzen Hut auf dem Kopf und einen weiten Mantel von rotem Tuch über die Schultern hängend, trat herein. Schweigend ging er einige Male mit starken abgemessenen Schritten im Zimmer auf und ab, blieb dann vor dem Tisch stehen, putzte die Lichter, legte seinen Mantel ab, brachte einen Schersack unter demselben hervor und suchte sein Barbierzeug zusammen.

Fritz schielte neugierig unter der Decke hervor und sah alle diese Vorbereitungen mit Grausen an. Er schwitzte Todesschweiß, zitterte und bebte an allen Gliedern seines Körpers und stand in ängstlicher Erwartung, ob der ungerufene Barbier sich nun über seinen Hals oder Bart machen werde. Indessen wurde er etwas ruhiger, als der Geist aus einer silbernen Flasche Wasser in ein silbernes Becken goss und mit seiner knochendürren Hand Seife zu Schaum

schlug. Hierauf ergriff er einen Stuhl, setzte ihn in die Mitte des Zimmers und befahl unserem Fritz mit ernster, feierlicher und gebieterischer Miene, auf dem bestimmten Stuhl Platz zu nehmen. Dieser sah wohl ein, dass hier alles Protestieren vergeblich sein werde, nahm all sein bisschen Mut zusammen, sprang aus dem Bett und setzte sich ohne Weigerung hin.

Der Geist band ihm eine weiße Serviette vor, ergriff Kamm und Schere, schnitt ihm erst die Haare, seifte ihn dann selbst bis auf die Augenbraunen ein und schor ihn so kahl, dass der arme Fritz völlig einem Totenkopf ähnlich sah. Hierauf wusch er ihn mit reinem Wasser, trocknete ihn ab, machte eine höfliche Verbeugung, packte alles wieder zusammen, nahm seinen Mantel um und machte sich auf den Rückweg.

Fritz war nun herzhafter und blickte dem Geist unerschrocken nach. Dieser blieb an der Tür stehen, sah sich mit einem tiefen Seufzer und wehmutsvoller Gebärde nach ihm um und strich sich mit der flachen Hand einige Mal über Gesicht und Bart. Fritz, mittlerweile frei von aller Furcht, glaubte die Deutung dieser Pantomime zu verstehen, sprang von seinem Sitz auf und winkte dem Geist, sich an seine Stelle zu setzen.

Mit freundlicher Miene kehrte dieser augenblicklich zurück, stellte sein Barbierzeug auf den Tisch, setzte sich nieder, und in kurzer Zeit waren Haare, Bart und Augenbraunen ihm rein weggeschoren.

In diesem Augenblick war auch die Zunge des Geistes gelöst.

»Hab Dank, teurer Fremdling!«, so unterbrach er das Stillschweigen, das bisher unter beiden geherrscht hatte. »Hab

Dank für diesen mir geleisteten Dienst! Du hast mich vom Bann befreit, der schon seit so vielen Jahren mich in diesem Schloss gefangen hält! Höre kurz meine Geschichte!«

»Vor zweihundert Jahren herrschte hier ein grausamer Ritter. Ich allein war sein Liebling und hatte mir durch Beförderung und Ausführung seiner unritterlichen Handlungen, seine unumschränkte Gunst zu erschleichen gewusst.

Mit den Pfaffen lebte mein Herr in steter Fehde. Am hartnäckigsten widersetzte sich ihm das Kloster zu St. Blasius. Er fasste endlich den Entschluss, das ganze Heiligtum zu zerstören, zog mit Heeresmacht gegen dasselbe, und eroberte es, der tapfersten Gegenwehr ungeachtet, in wenigen Tagen. Allein dieser Sieg kostete seinem einzigen Sohn das Leben. Seine Wut überstieg alle Grenzen, und er beschloss, ein fürchterliches Denkmal seiner Rachsucht der späten Nachwelt zu setzen.

Ich erhielt deshalb den Befehl, auf irgendein Plänchen zu sinnen, wodurch die Mönche am empfindlichsten gekränkt und dem Hohngelächter des Pöbels preisgegeben werden könnten. Lange sann ich hin und her, bis ich endlich das rechte Mittel getroffen zu haben glaubte. Ich befahl, sämtliche Mönche hierher auf diese Burg zu bringen.

Es geschah, und ich schritt nun ohne Verzug zur Ausführung meines Entwurfes. Ich ließ jeden Mönch einzeln zu mir bringen, schor ihn in Gegenwart des Ritters, der mir wilden Beifall zujubelte, ebenso kahl wie dich und stellte sie dann dem Mutwillen dar Schlossleute zur Schau. Endlich kam die Reihe auch an den Prior, einen ehrwürdigen Greis wie Silberhaaren. Wohlmeinend drohte er mir mit dem Finger und sprach: »Schände mein mit Ehren grau gewordenes Haupt nicht. Stelle mich nicht den übrigen Schul-

digen gleich! Es würde dich gereuen.< Allein ich lachte dieser Drohung und verstümmelte ihn auf gleiche Art.

Kaum aber hatte ich das Bubenstück begangen, so faltete er seine Hände, blickte andächtig zum Himmel auf, und sprach mit fester, feierlicher Stimme: ›Nun, so spuke denn nach deinem Tod so lange in diesem Schloss, Verruchter, bis unaufgefordert und ungeheißen ein Wanderer das Vergeltungsrecht an dir ausüben wird!<

Ich empfand die Folgen seiner schrecklichen Drohung gar bald. Sichtbar zehrte ich von diesem Tage an ab, und in einigen Monaten verließ mein Geist den abgezehrten Körper. Allein er selbst blieb hierher gebannt.

Mein Spuken machte dieses Schloss bald öde und leer. Nur selten wagte es jemand, hier zu übernachten. Und der es wagte, den behandelte ich gleich dir. Allein keiner verstand meine stumme Einladung, und vergebens harrete ich mit Sehnsucht meiner Erlösung.

Jetzt gehe ich zu meiner erwünschten Ruhe und werde nie wieder jemand beunruhigen. Empfange nochmals meinen Dank, und glaube mir, wäre ich der Hüter unterirdischer Schätze, sie sollten dein sein! Doch - vernimm meinen Rat. Bleibe hier, bis deine Haare wieder gewachsen sind. Dann kehre zurück in deine Vaterstadt und erwarte nach Verlauf eines Jahres, aber weder früher, noch später, auf der Brücke einen Freund, der dir den Weg zeigen wird, wodurch du dein Glück wiederfinden kannst. Nun lebe wohl!«

Der Geist verschwand, und Fritz war durch diese ganze Begebenheit so überrascht, dass er gewiss alles für einen lebhaften Traum gehalten haben würde, wenn ihn nicht sein kahlgeschorener Kopf vom Gegenteil überzeugt hätte.

Ruhig legte er sich indessen auf sein Lager und schlief ungestört bis gegen Morgen, wo ein heftiges Klopfen an seine verriegelte Tür ihn von Neuem aufschreckte. Die Sonne, welche gerade auf sein Bett schien, belehrte ihn, dass es kein zweiter Spuk sein könne. Er sprang deshalb unerschrocken aus dem Bett und öffnete die Tür. Es war der schelmische Wirt, der sich am Morgen vergeblich freute, dass der Kahlkopf herunterkommen sollte! Endlich dauerte es ihm doch zu lange, und da er befürchtete, das Gespenst möchte ihn wohl gar ermordet haben, so ging er mit einigen seiner Leute auf das Schloss.

Hier erblickte er kaum den kahl geschorenen Fritz, als er des Lachens sich fast nicht enthalten konnte, einige Schritte zurücktrat, die Hände zusammenschlug und mit heuchlerischer Verwunderung ausrief: »Also ist es doch kein Märchen, was man von dem Geist erzählt? O sagt mir, ich bitte Euch, wie ging es eigentlich zu?«

Fritz, der die Bosheit des schadenfrohen Wirts zu seinem Vorteil anzuwenden beschloss, antwortete ganz gleichgültig: »Das seht Ihr! Mit Euch aber mag ich die Rache des erzürnten Geistes nicht teilen!« Der Wirt geriet in eine sichtbare Bestürzung.

Fritz labte sich im Stillen daran und fuhr fort. »Der Geist erzählte mir, dass von Euch schon mancher Reisende auf diese Art betrogen worden sei, und ihr deshalb seine Rache wohl verdient hättet. ›Indessen‹, sprach der Geist, ›will ich diese unterdrücken, wenn er dich solange unentgeltlich beköstigt und bei sich behält, bis deine Haare wieder gewachsen sind. Weigert er sich aber, so werde ich nicht nur ihn selbst alle Nächte auf die jämmerlichste Art peinigen, sondern auch durch mein Spuken seine Gäste verscheuchen

und sein Haus bald zu einer Einöde umschaffen.« Auf diesem Schloss aber wolle er sich von nun an nicht mehr sehen lassen.«

Der bestürzte Wirt gelobte in der Angst seines Herzens alles, nahm Fritz mit in sein Haus und ließ es ihm an keiner Bequemlichkeit fehlen.

So verstrich beinahe ein Jahr. Seine Haare waren ziemlich gewachsen, und er bereitete sich nun auf seine Rückreise vor. Der Besitzer des Schlosses, der die ganze Begebenheit vom Wirt erfahren und sich selbst von der Wahrheit der Verheißung des Geistes, es in Zukunft nicht mehr zu beunruhigen, überzeugt hatte, schenkte ihm noch ein schönes Reitpferd und ein ansehnliches Reisegeld.

Kurz vor der vom Geist bestimmten Zeit kam Fritz glücklich in seiner Vaterstadt an. Der längst gewünschte Tag kam endlich. Noch vor Anbruch der Morgendämmerung eilte Fritz zu dem bezeichneten Orte, wo sich noch kein Mensch weder hören noch sehen ließ. Nach und nach wurde es lebhafter, und es gesellten sich eine Menge Bettler, Krüppel und andere zu ihm, um die Mildtätigkeit der Vorübergehenden anzusprechen.

Je höher indes die Sonne stieg, je stärker wurde auf der Brücke das Gewühl der Vorüberströmenden. Allein niemand bekümmerte sich um den ängstlich harrenden Fritz. Endlich kam der Mittag herauf, das Gedränge verringerte sich, die Bettler langten ihr Brot aus der Tasche und verzehrten ihr armseliges Mittagsmahl.

Unter ihnen befand sich auch ein alter Invalide. Ihm war Fritz' Trübsinn, der mit tiefsinnigen Blicken und verschränkten Armen, den Hut tief in die Augen gedrückt, um von keinem seiner ehemaligen Bekannten bemerkt zu wer-

den, von einem Ende der Brücke bis zum anderen ging, vorzüglich aufgefallen. Er sprach ihn um ein Almosen an und erhielt in der Gemütszerstreuung des Misslaunigen ein Achtgroschenstück von ihm.

Der Nachmittag verstrich ebenso fruchtlos für Fritz, und seine Hoffnung sank immer mehr. Der Abend brach herein, die Bettler verloren sich nach und nach von der Brücke, und der Getäuschte versank in die äußerste Schwermut. Er hatte sein ganzes Vertrauen auf den verheißenen Freund gesetzt und konnte nun nichts anderes mutmaßen, als dass der boshafte Geist bloß sein Possenspiel mit ihm habe treiben wollen. Schon war er im Begriff, einen verheißungsvollen Sprung zu tun, als der alte Invalide, der ganz allein auf der Brücke zurückgeblieben war, sich ihm unbemerkt näherte. Ihm war Fritz' sonderbares Betragen immer mehr aufgefallen, und das reichliche Almosen, welches er von ihm erhalten, hatte ihm eine gewisse Zuneigung gegen ihn eingeflößt.

»Verzeiht, lieber Herr!«, so redete er den halb Bewusstlosen an. »Verzeiht, dass ich Euch störe.«

»Was wollt ihr?«, entgegnete Fritz mürrisch.

»Wir beide waren heute die Ersten hier und sind nun auch die Letzten geblieben. Mich und meine Kameraden führte die Not hierher. Aber Ihr, bester Herr, was sucht Ihr hier?«

»Ihr könnt mir doch nicht helfen!«

»Ich bedauere, Euch wenigstens, denn ihr seht nicht mehr so heiter und vergnügt aus wie am Morgen.«

Dieser Beweis einer herzlichen, unaufgeforderten Teilnahme stimmte Fritz' Misslaune zur Gesprächigkeit.

»Ich habe hier einen Freund erwartet, lieber Alter!«, erwi-

derte er etwas freundlicher, »einen Freund, von dem ich eine Nachricht erhalten sollte, auf die ich mein Glück baute.«

»Nun, das muss auch ein schlechter Freund sein!«, sagte der ehrliche Alte sehr aufgebracht. »Hat er es Euch denn gewiss versprochen?«

»Es träumte mir ja nur!«, sagte Fritz, der keine Lust hatte, sein Abenteuer mit dem Geist zu erzählen.

»Traum ist Traum, lieber Herr!«, erwiderte der Alte lächelnd. »Wer darauf bauen wollte ...«

»Aber der meine war so lebhaft, so lebhaft, als hätte ich alles wirklich empfunden!«

»Bleibt deshalb doch ein Traum. Auch ich habe nicht selten so lebhaft geträumt. Zum Beweis nur ein Beispiel. Es ist heute gerade ein Jahr her. Ich erinnere mich noch recht gut. Da träumte mir, ich sollte in einem gewissen Garten vor dem Tor, den mir ein Geist beschrieb, einen großen Schatz heben. Da war mir auch alles so deutlich, dass ich noch am gleichen Tag den Fleck finden wollte.«

Daraufhin beschrieb der Invalide, zu Fritz' nicht geringem Erstaunen, den ehemaligen Garten seines Vaters, der beim Bankrott mit verkauft worden war. Er bezeichnete die Stelle, wo der Schatz liegen sollte, ganz genau, und Fritz erinnerte sich derselben gar wohl.

»Ei, ei, Alter! Und ihr ginget nicht hin und grubt nach?«, fragte Fritz mit der möglichsten Kaltblütigkeit.

»Es war ja nur ein Traum, lieber Herr! Und überhaupt mag ich mit Geistern und Schatzgraben nichts zu tun haben. Denn die Nacht ist keines Menschen Freund.«

Beide wünschten sich eine gute Nacht, und jeder ging seines Weges.

Fritz fand das Versprechen des Geistes gelöst und konnte vor Freude über diese unverhoffte Entdeckung die ganze Nacht hindurch kein Auge schließen. Gleich am folgenden Tag versah er sich mit Hacke, Spaten und den übrigen notwendigen Werkzeugen und überlegte, wie er unbemerkt in den Garten kommen könnte.

Da er mit allen Winkeln in und außerhalb der Stadt bekannt war, so schien ihm dies nicht schwer. Er machte sich gegen Mitternacht auf, schlich durch einsame, enge und wenig bewohnte Gässchen und kam auf diese Art glücklich an den Garten, der dicht hinter der Stadtmauer lag. Mit pochendem Herzen stieg er über die nicht allzu hohe Mauer und eilte nach dem bezeichneten Rosenstrauch, unter welchem der Schatz verborgen liegen sollte.

Der sanfte Schein des silbernen Mondes begünstigte sein Unternehmen. Er fing zu graben an, und es dauerte nicht lange, so stieß er auf zwei große eiserne Töpfe, welche bei näherer Untersuchung mit den schönsten Goldstücken angefüllt waren.

Wahrscheinlich hatte sein Vater auf unvorhergesehene Fälle diesen Teil seines Vermögens hier eingegraben und dabei die Absicht gehabt, seinem Sohn bei Annäherung seines Todes Nachricht davon zu geben. Dieser hatte ihn aber so plötzlich überrascht, und das Geheimnis war mit ihm gestorben. Dennoch sollte der eigentliche Erbe auf diese wunderbare Art zu seinem Eigentum gelangen.

Fritz, durch Erfahrung klug geworden, machte nun von seinem Vermögen einen besseren Gebrauch und erinnerte sich stets mit dankbarem Herzen des armen Invaliden.

Das Skelett

An einem schönen Sommerabend saßen vor mehr als dreihundert Jahren einige Einwohner des Dorfes L. unter der großen Linde des Ortes, wo vor Zeiten eine berühmte Veste gleichen Namens stand, tranken mit einer rechten Seelenruhe ihr selbst gebrautes Bier, und scherzten, bis die Glocke elf schlug, von Erscheinungen und Gespenstern. Alle behaupteten die Existenz derselben und lieferten hierzu Belegen, teils aus ihrem eigenen Leben und aus selbst gemachten Erfahrungen, teils aus den Erzählungen anderer.

Nur einer unter ihnen, ein junger, rascher Kerl, der einige Jahre als Knecht in der nahen Stadt gedient, und dort, wie die ehrlichen Bauern sagten, seine christlichen Grundsätze mit freigeistlichen Meinungen vertauscht hatte, spottete über die Märchen seiner Kameraden und beteuerte keck, dass Geister und Kobolde weiter nichts als eine Erfindung der Mönche oder alten Weiber wären.

»Wenn du denn so gar viel Mut hast«, nahm Michel das Wort, »so gib uns jetzt einen Beweis davon. In der Halle der herrschaftlichen Gruft steht, wie du weißt, das Totengerippe eines alten Ritters. Geh und hole dasselbe! Tust du das, so will ich dich nicht nur für den Herzhaftesten im ganzen Dorf halten, sondern dir noch obendrein einen Taler schenken!«

Der Freigeist fing an zu wanken, machte diese und jene Entschuldigung und gestand zuletzt, dass er sich zwar vor nichts fürchte, auch an keine Gespenster glaube, er dennoch mit dem Skelett nicht freveln wolle.

»Gebt den Taler her, ich hol es«, rief des Wirts Magd, die gerade eine volle Kanne brachte, ein großes, vierstämmiges

Weibsbild, der das Feuer aus den Augen brannte, und die es mit dem Bösen selbst aufzunehmen schien.

Die Bauern staunten über diese Kühnheit, schüttelten die Köpfe und prophezeiten nichts Gutes, versprachen aber hoch den Taler zu zahlen, wenn sie Wort halte.

Käthe - so hieß sie - sprang fort und setzte in wenig Minuten das Skelett an den Tisch der erschrockenen Bauern.

Alle zitterten. Der Freigeist am meisten! - Er versprach in der Angst der Magd einen zweiten Taler, wenn sie den Knochenmann geschwind wieder hinweg trüge.

Die muntere Dirne nahm das Geld, hockte lachenden Mutes das Skelett auf und lief damit zur Halle.

Aber - o Himmel! - als sie es niederlassen und wieder an seinen Platz stellen wollte, konnte sie es nicht vom Rücken bringen!

Sie wandte Gewalt an, stieß und zerrte an den dürren Knochen, dass das Klappern derselben laut an den Wänden widerhallte. Aber umsonst, es gelang ihr nicht.

Eine schreckliche Angst überfiel sie. Zittern und Beben drangen ihr durch die Glieder, und wenig fehlte, dass sie in Ohnmacht sank.

Endlich ließ sich hinter ihr eine hohle, dumpfe Stimme hören.

»Du bemühst dich vergeblich! Ich lasse dich nicht.«

Käthe sprach mit zitternder Stimme: »Maria und Joseph und ihr Heiligen alle, steht mir bei!«

»Du betest umsonst. Ich lasse dich nicht«, entgegnete das Skelett im grässlichen Ton.

»Jesus Christus! Hilf mir und erbarme dich meiner!«, betete Käthe.

»Ich lasse dich nicht, bevor du meine Seele zur Ruhe ge-

bracht hast.«

Käthe rollte der Schweiß in großen Tropfen von der Stirn.
»Und was willst du, das ich tun soll?«

»Geh in die Gruft, deren Tür du offen findest, und bitte das Weib, welches du dort in einem Buch lesend antreffen wirst, um Verzeihung für Otto von Schwarzbach! Bist du entschlossen?«, fragte das Skelett.

»Ich bin es!«, antwortete Käthe.

Das Skelett ließ sie daraufhin los, und Käthe machte sich diesen Augenblick zunutze, um sich mit der Flucht zu retten. Aber sie hatte kaum wenige Schritte vorwärts getan, so hing ihr das Gerippe wieder am Halse und drohte, sie zu erwürgen, wenn sie nicht augenblicklich den Auftrag und ihr getanes Versprechen erfülle.

Käthe gelobte aufs Neue und näherte sich nun wirklich dem Aufenthalt der Toten.

Der Eingang war düster und finster, und zitternd und bebend schlich sie, mit den Händen tappend, vorwärts. Erst weiter hin erblickte sie den Schein eines Lichtes, dem sie folgte. Am Ende des Gewölbes traf sie eine schwarz gekleidete Dame, welche bei dem matten Schimmer einer Ampel in einem großen Buch las. Totenblässe umgab ihr Gesicht, auf welcher der Kummer tiefe Furchen eingegraben hatte. Ihr langes, blondes Haar hing zerstreut um ihren Kopf und bedekte zum heil eine Wunde an der linken Brust, aus der frisches Blut in roten Strömen quoll.

Käthe warf sich vor ihr nieder und sprach mit stammeln-der Stimme: »Verzeih dem Totengerippe draußen in der Halle, das durch mich dich um Vergebung anfleht!«

Langsam und traurig wendete die Lesende ihr Gesicht zu Käthe, schüttelte dreimal mit dem Kopf und winkte ihr,

sich zu entfernen.

Diese ließ sich das nicht zweimal sagen, sprang fort und wollte eilends durch die Halle laufen, um wieder ins Freie zu kommen, als ihr das verwünschte Skelett aufs Neue den Weg vertrat.

»Sie hat mir nicht vergeben«, donnerte dasselbe der Erschrockenen zu. »Ich weiß es, aber geh noch einmal hin und bitte bei ihr für dich - für dein Leben! Denn kommst du unerhört zurück, so bist du verloren, und jene Wand trägt die Spuren deines zerschmetterten Gehirns!«

Mehr tot als lebendig wankte Käthe noch einmal ins Gewölbe, bat und flehte mit Tränen um Vergebung für Otto. Aber die schwarze Dame war unerbittlich und schüttelte wiederholt mit dem Kopf.

»Nun, so vergib ihm wenigstens um meinetwillen«, jammerte Käthe. »Er mordet mich, wenn ich nicht deine Verzeihung mitbringe. Du hast ja auch gelebt und weißt, welche Freuden man sich auf dieser Erde träumt. Ach! Ich lebte so gern noch länger, möchte noch manche Freuden schmecken, möchte meines Daseins noch froh werden! Verzeih daher dem Reuigen, damit ich nicht eine frühzeitige Beute des Todes werde!«

Die Dame seufzte, blickte wehmutsvoll voll nach der Bitenden, und las weiter!

»Hartherzige!«, schrie nun Käthe, der die Todesangst Mut gab. »Wenn auch mein Tod dir gleichgültig ist, so muss es dich wenigstens tief erschüttern, dass der Unhold in der Halle mit mir zugleich ein Kind tötet, das ich unter meinem Herzen trage. Wenn du je Mutter warst, ihre Pflichten und ihre Liebe kennst, so verzeih dem Skelett um des Kindes willen, das dich nie beleidigte, und das durch mich dich

um sein Leben bittet!«

Schnell fuhr die geistige Dame auf, schlug freudig das Buch zu, löschte die Ampel aus und verschwand, indem sie Käthe einen freundlichen Blick zuwarf. Diese stand in eben dem Moment, ohne es zu wissen, wie sie dahin gekommen war, in der Halle, sah, wie das Skelett zusammenstürzte, und kam nach einigen Monaten mit einem jungen Sohn nieder, den später alle Bauern im Dorf den Geisterbanner nannten, und der in allen seinen Unternehmungen das Glück zur Begleiterin hatte.

Noch heutigen Tages sieht man in der Halle, die zur Kirche jenes Dorfes gehört, und die noch jetzt den Eingang zum Erbbegräbnis der adligen Besitzer des ehemaligen Ritterguts ausmacht, in einem Winkel desselben ein elend gemaltes Skelett, über dessen Haupt eine Inschrift zu lesen ist, welche, die Erlösung desselben und das Jahr, in dem es geschah, enthält.

Meinen Lesern will ich nun den Ursprung dieser ganzen Geschichte, so wie er in der Chronik angegeben ist, in gedrängtester Kürze mitteilen.

In der Mitte des 14. Jahrhunderts, ungefähr ums Jahr 1362 hauste hier ein mächtiger Ritter, namens Konrad. Die einzige Frucht seiner Ehe war eine Tochter, ganz das Ebenbild ihrer vortrefflichen Mutter, ein Muster weiblicher Schönheit und Tugend.

Johanna, so hieß sie, hatte eben ihr fünfzehntes Jahr zurückgelegt, als Otto von Schwarzbach, ein junger, stattlicher Ritter, der mehrere Schlösser in Konrads Nachbar-

schaft besaß, sie kennenlernte und bei ihrem Vater um sie warb. Zwar fühlte sich der biedere Alte durch diesen Antrag sehr geehrt und dankte dem jungen Ritter für sein Zutrauen. Doch wendete er die zu große Jugend seiner Tochter ein und äußerte auch, dass er Johanna die Wahl ihres künftigen Gatten ganz überlasse.

Otto buhlte nun um Johannas Liebe. Johanna gewann den schönen, blond gelockten Jüngling bald sehr lieb, und geschlossen war der Bund ihrer Herzen! Aber erst nach fünf Jahren - so bedingte es sich Konrad ausdrücklich aus - sollte ihre Verbindung durch die Hand des Priesters geschehen.

Nur selten verging eine Woche, in welcher die Liebenden nicht beisammen waren. Beide fühlten ein unwiderstehliches Bedürfnis, sich oft zu sehen, und beiden fehlte etwas, wenn sich ihnen dieses oder jenes Hindernis in den Weg warf. Mit allem Feuer der raschen Jugend hing Johanna an ihrem Otto, und dieser unterließ nicht, ihre Liebkosungen mit gleicher Zärtlichkeit zu erwidern.

Indessen kam die Zeit ihrer Verbindung immer näher, und man machte schon mancherlei Anstalten zur baldigen Hochzeit. Da erschall der Ruf, dass Graf Eberhard seiner einzigen Tochter zu Ehren ein Turnier halten und zum ersten Dank einen vergoldeten Harnisch nebst Helm aussetzen werde.

Scherzhaft entgegnete dem Ritter, als er ihr diese Nachricht verkündete, das lustige Mädchen: »Nur in diesem Harnisch, mein Otto, lasse ich mich von dir zum Altar führen!«

Und schnell fasste der tapfere Jüngling diese Worte auf. Alle Versicherung gen Johannas, dass dies ein bloßer

Scherz von ihr gewesen sei, waren vergeblich.

»Entweder du siehst mich mit dem Harnisch oder nie wieder!«, so sprach er und schied unter bangen Ahndungen seiner Geliebten von dannen.

Otto langte am Abend vor dem zum Turnier bestimmten Tag auf der Burg des Grafen an, ruhte sich aus und begab sich am folgenden Morgen mit gestärkten Kräften in die Schranken.

Die Blicke aller waren auf den schönen Jüngling geheftet.

Jedes weibliche Herz schlug ihm mit Liebe entgegen und zitterte vor sein Leben, so oft er mit einem neuen Gegner kämpfte.

Der Gott der Liebe schützte ihn - er blieb Sieger!

Daraufhin erhob sich Agnes, die Tochter des Grafen, um die ausgestellten Preise zu verteilen.

Otto nahm seinen Helm ab, um den ihren aufzusetzen, und zerstreut flatterte sein gelbes Haar, der Fesseln entledigt, um sein Gesicht. Schweiß floss in Strömen über seine rotbraunen Wangen, und seine großen, feurigen Augen schossen lichte Flammen um sich her. Lange zögerte die Gräfin, die sich im Anschauen des schönen Mannes verlor, ehe sie ihm den Preis überreichte. Und als sie es endlich tat, bezeichnete ein Druck ihrer Schwanenhand, welchen Eindruck sein Bild auf ihr Herz gemacht habe.

Während Agnes unaufhörlich sich mit Otto beschäftigte, lag dieser, müde und matt von der Anstrengung des Tages auf seinem Lager und seufzte vergeblich nach Ruhe. Er dachte oft an seine Johanna, noch öfter an die schöne Agnes. Ihre Blicke waren in sein Herz gedrungen, und ihre Gestalt schwebte gleich einer Gottheit vor seinen Augen. Er hatte Mitleid mit Johanna, von der er wusste, dass sie nur

in ihm lebte. Aber er hatte auch Mitleid mit seinem Herzen, das nun schon stärker für die schöne Agnes schlug, als es sollte. Johanna, das sanfte, weiche Geschöpf, war in seinen Augen ein gutes, liebes Mädchen, das für ihn und seine Knechte ein schmackhaftes Mahl bereiten würde, wenn sie ermattet vom Kampf oder ermüdet von der Jagd nach Hause kämen. Aber die feurige Agnes, eine Heldin, die mit ihm in den Streit ziehen, an seiner Seite fechten, und ihn zu größerem Mut, zu ruhmwürdigeren Taten auffordern würde.

Zwar kämpfte sein an sich gutes Herz, das jeder Treulosigkeit abhold war, lange mit seiner Pflicht, aber er begann doch schon zu wanken. Je größere Hindernisse sich ihm wegen Agnes Besitz entgegenzustellen schienen, je mehr verbanden sich Liebe und Ehrgeiz, sie zu besitzen und Johanna unglücklich zu machen.

Am folgenden Tag verließen fast alle Ritter die Veste, und auch Ottos Pferde standen gezäumt. Da trat Graf Eberhard an der Hand seiner reizenden Tochter in sein Zimmer. Ein einziges Wort von ihm, ein einziger Blick von ihr, hielten unseren Helden von seinem Vorsatz zurück. Er blieb - blieb, bis er nicht mehr fort konnte!

Unterdessen harrte die gute vergessene Johanna täglich und stündlich der Rückkehr ihres Buhlen. Den Tag des für sie so unglücklichen Turniers hatte sie mit Fasten und Beten für ihres Otto Wohl hingebacht, und emsig nachgerechnet, wenn er wieder eintreffen könne. Vier Tage wartete sie an der Heerstraße vergebens, währte bei jedem in der Ferne aufsteigenden Staub die nahe Gegenwart des Geliebten, und sah sich betrogen.

Am fünften Tag endlich wagte sie es, einen Ritter, der mit einem Trupp seiner Reisingen vorüberzog, anzureden. Jo-

hanna fuhr kaum, dass auch er von der Burg des Grafen Eberhard komme, als sie mit liebevoller Hast nach Otto sich erkundigte und erfuhr, dass er Sieger geblieben, dass er den ersten Dank erhalten habe.

»Aber warum kommt er nicht? Zog er nicht mit Euch aus? Ist er verwundet - krank?«, fuhr Johanna mit sichtbarer Ängstlichkeit fort.

»Keines von beiden! Er gewann den Preis und nahm obendrein des Grafen Tochter zum Lohn. Es wird ein schönes Paar werden!«, so entgegnete der Ritter und sprengte von dannen.

Johanna zitterte, schwankte und kam totenblass nach Hause.

»Ach, der Mann, auf den ich Felsen gebaut hätte, hat mich verlassen! Was soll mir ein Leben, das ich nicht mit ihm teilen kann! Nein! Entweder er mein oder ohne ihn tot!«, so jammerte sie unaufhörlich. Die gebeugten Eltern vermochten es nicht, das trostlose Mädchen aufzurichten. Sie weinte, seufzte und welkte hin, wie eine Pflanze, an deren Wurzel ein giftiger Wurm nagt. Oft trat sie ans Fenster, sah hinaus auf den Weg, der nach Schwarzbachs Veste führte, horchte aufmerksam auf der Rosse Trapp, die die Straße daher kamen, dachte sich noch immer die Rückkehr des Geliebten, und ihre Tränen flossen häufiger, wenn sie sich getäuscht sah.

Ihre Eltern fühlten mit ihr die Leiden der einzigen Tochter, trauerten, dass die kaum entfaltete Rose so früh eine Beute des Grabes werde, und versuchten alles, was in ihren Kräften stand, um diesen unersetzlichen Verlust abzuwenden.

»Ich will hin zu dem Grausamen«, tobte der alte Konrad,

»und ihn fragen, ob mein Kind eine ehrlose Metze ist, die er zum Spielzeug seiner Laune machen, die er wegwerfen kann, wie er will!«

Er zog vor Ottos Burg. Dieser hatte sich eben auf den Weg nach des Grafen Hoflager gemacht, um seine Hochzeit zu feiern, und der Schlossvogt verweigerte ihm sogar den Eingang.

Wut und Rache schäumend verfolgte der biedere Alte seine Spur, und nach zwei Tagesreisen schon hatte er ihn erreicht. Er verlangte Genugtuung und forderte ihn zum Zweikampf heraus.

Otto versuchte dem schwachen Greis, den die Hitze unüberlegt handeln ließ, auszuweichen, versprach ihm jede Genugtuung, nur nicht diese. Vergeblich!

»Genugtuung auf der Stelle, diesen Augenblick, oder ich stoße Euch nieder!«, rief er und drang auf Otto ein.

»So sei es denn!«, sprach Otto gelassen. »Der Streit aber falle aus, wie er wolle: Ich bin unschuldig!«

Und der Kampf begann!

Unser Held verhielt sich zwar nur leidend und versuchte sich bloß gegen die Streiche seines Gegners zu schützen. Indes spaltete er doch, ohne es zu wollen, den Helmkragen desselben, und das Blut quoll stromweise aus dem Hals des Greises.

Otto sprang vom Pferd und bemühte sich, es zu stillen. Aber der unglückliche Mann verschied ihm unter den Händen.

»Gott im Himmel, du bist Zeuge, dass ich dies nicht wollte! Mich vergessen sollte Johanna, nicht mir fluchen. Nehmt die Leiche eures Herrn, ihr Knechte, und sagt Johanna und ihrer Mutter, dass er mich zwang, sein Mörder zu werden!«

Die Knappen kamen diesem Befehl nach, und traurig zog Otto seines Weges.

Johannas Schmerz überstieg in den ersten Tagen alle Grenzen. Nach und nach artete er in Verzweiflung und zuletzt in die fürchterlichste Rache aus. Sie trocknete schnell ihre Tränen, warf sich auf ihr Ross, entfloh der Aufsicht ihrer bekümmerten Mutter und eilte zu der Veste des Grafen Eberhard, in deren Nähe sie die Hütte einer armen Frau bezog.

Otto hatte nicht die leiseste Ahnung von dem Gewitter, das sich über seinem Haupt zusammenzog. Er und Agnes schwammen vielmehr in Wonnen und waren trunken vom Gefühl der nahen Seligkeit.

So näherte sich endlich der Tag ihrer ehelichen Verbindung, und in großer Pracht, unter einer glänzenden Begleitung, zogen sie zur Kirche. Der Zug ging bei Johannas armseliger Wohnung vorbei, und in sich gekehrt, in Trauerkleidern, schloss sie sich an denselben an.

Die Verlobten traten zum Altar. Schon begann der Priester die Trauungsformel zu lesen, als Johanna das schärfste Schwert ihres Vaters unter ihrem Kleid hervorzog, und durch die versammelte Menge mit den Worten auf Otto eindrang: »Mörder meines Vaters, Treuloser, Wortbrüchiger, fahre zur Hölle!«

Ein mächtiger Stoß begleitete diese Worte, aber Otto wandte sich, und der Stoß fuhr, ohne ihn zu verwunden, unterm Arm durch. Doch taumelte er, übermannt von Erstaunen und erschrocken über die nahe Gefahr, einige Schritte rückwärts.

Johanna glaubte, ihn wirklich getroffen zu haben.

»Gott verzeihe dir! Ich kann es nicht!«, schrie sie, kehrte

die Spitze des Degens schnell gegen sich, rannte damit gegen die Mauer, und ehe noch jemand sie davon abhalten konnte, lag sie entseelt an den Stufen des Altars.

In Strömen quoll das Blut aus dem keuschen Busen, den das edelste Herz zierte, und entblättert, verwelkt war die schönste Rose in der Blüte ihrer Tage.

Gebrandmarkt war Otto mit unauslöschlicher Schande. Der Graf riss seine Tochter von seiner Seite. Blass und entstellt eilte Otto aus der Kirche, verließ nach einer Stunde schon, begleitet von einem einzigen Knappen, Eberhards Veste und zog nach Palästina, um dort gegen die Sarazenen seinen Tod zu finden. Johannas Leichnam wurde ihrer Mutter zugeschickt, und Agnes beschloss ihr Leben in einem Kloster. Untröstlich war während dieses schrecklichen Vorfalls Johannas Mutter. Am Sterbetag derselben warf sie sich unter Seufzern und Tränen auf ihrem Lager umher, und ermattet schlief sie endlich um Mitternacht ein. Da erschien ihr die Ermordete im Traum.

»Mutter!«, sprach sie, indem sie mit der Hand ihre Brust bedeckte, aus der häufig Blut quoll. »Ich bin tot, habe mich selbst entleibt. Bald wird man Euch meinen Körper bringen. Bestattet ihn im Totengewölbe meines Vaters. Betet für mich, denn ich bin höchst unglücklich! Der ewige und gerechte Richter sprach ein strenges Urteil über mich. Ich lebe noch und bin doch tot! Im Totengewölbe, dessen Riegel ihr nach meiner Beerdigung nie mehr zu öffnen vermögen werdet, muss ich Tag und Nacht traurig sitzen, Tag und Nacht den Psalmen lesen, Tag und Nacht auf Erlösung harren! Nach einer Reihe von Jahren wird Otto auch sterben und sein Skelett nach dem Schluss des Verhängnisses, vor die Tür, deren Gruft meine Gebeine umschließt, zu stehen

kommen ... Ich so lange schmachten und lesen ... Er so lange stehen und harren, bis ein ungeborenes Kind für ihn bei mir bittet. Betet, betet für mich!«

Das Gesicht verschwand nach diesen Worten. Am vierten Morgen sah die beklagenswerte Mutter zu ihrem Jammer einen Teil ihres Traumes erfüllt. Man brachte ihr den Leichnam ihres einzigen Kindes, den sie im Totengewölbe beisetzen, die Tür desselben verschließen, und alle Tage in der Kirche Messe lesen ließ.

Nach fünf Jahren brachten einige Knappen Ottos Gebeine. Er war in einer Schlacht gegen die Sarazenen gefallen und hatte im Todeskampf noch verlangt, dass man dieselben nach Deutschland führen und an seiner Johannis Seite begraben sollte. Ein griechischer Arzt hatte ihn skelettiert.

Da die Gruft nicht geöffnet werden konnte, wurde das Skelett, so wie es jener Arzt sie gelehrt hatte, zusammengesetzt und in der Halle neben der Tür des Erbbegräbnisses aufgestellt.

Dort stand es bis zu seiner Erlösung!

Das Abenteuer einer Nacht

Don Diego, ein spanischer Kavalier, war einer von jenen Jünglingen, welche den Bacchus und die Venus allein zu ihrer Gottheit machen. Es war daher nichts Seltenes, dass er, um jene Leidenschaften zu befriedigen, oft ganze Nächte in den berühmtesten Häusern der Stadt herumschwärmte und im Taumel des Genusses so manche entehrende Tat beging.

Zufälligerweise - wie er glaubte - gelangte er eines Abends, als er eben ein niedliches Mädchen verfolgte, in ein wenig besuchtes Gässchen. Sie schlüpfte hier in ein altes, schwarzes und unbewohntes Gebäude, dessen Tür und Fenster der Zahn der Zeit schon längst zernagt hatten. Dies machte seine Neugierde rege, und sein Vorwitz verleitete ihn, schon halb von Wein und Liebe berauscht, zu dem kühnen Entschluss, diese verödete Wohnung näher zu untersuchen. Er nahm seinen Degen in die Hand und wagte sich vorwärts.

Ein langer, finsterer Gang führte ihn auf einen großen, leeren, aber ebenso finsternen Platz. Diego stand hier still und dachte ernsthafter über sein Unternehmen nach. Seinen Weg weiter zu verfolgen, schien ihm nicht ratsam, und doch mochte er auch nicht gern unbefriedigt umkehren.

Furchtlos tappte er also an den feuchten Wänden umher und fand endlich eine halb geöffnete Tür, die ein kräftiger Stoß sogleich aus ihren Angeln hob. Aber kaum hatte er einen Schritt vorwärts getan, so fiel er plötzlich von einer verborgenen Treppe in einen ziemlich tiefen Keller hinab, wo er im Fallen unglücklicherweise seinen Degen verlor.

Eine dumpfe Stimme rief ihm sogleich ein raues, fürchterlich klingendes »Wer bist du?« zu.

Don Diego, durch dies alles zu sehr in Bestürzung gesetzt, war nicht fähig, eine Silbe zu antworten, bemühte sich vielmehr, seinen verlorenen Degen zu finden. Aber nach einer kleinen Pause wiederholte die unbekannte Stimme ihre vorige Frage.

Er antwortete endlich, durch die Notwendigkeit gezwungen: »Ein Fremder!«

»Komm näher!«, begann nunmehr der Unbekannte, und

Diego, der sich einmal in ebenso gefährliches Labyrinth gestürzt sah, ging dem Schall der Stimme nach und gelangte endlich in einen großen Saal, wo ein grauenvoller Anblick seine Sinne fast bis zur Betäubung überraschte. Vier Lampen, von denen in jeder Ecke des Gewölbes eine hing, gaben zusammen nur einen äußerst schwachen Schein von sich und erleuchteten die Gegenstände um sich her nur dunkel, sodass es fast unmöglich war, sie genau zu unterscheiden. In der Mitte lag, auf einem weißen Tuch ausgestreckt, ein toter Körper, ebenfalls ganz weiß eingehüllt, und zwei schwarz gekleidete Männer saßen als Leidtragende, der eine zu seinen Füßen, der andere zu seinem Haupt.

»Bist du nicht«, begann nach einigen Minuten der eine von den Wächtern, »Don Diego?«

»Ja, ich bin's!«, erwiderte dieser, nicht ohne inneres Beben. »Aber woher wisst ihr meinen Namen?«

»Das kümmere dich nicht! Jetzt bist du in unserer Gewalt und wirst hoffentlich nicht anstehen, unsere Befehle zu vollziehen.«

Diego fluchte seiner unnützen Voreiligkeit, die ihn in diesen unterirdischen Aufenthalt gebracht hatte, und willigte in alles ein.

»Wohlan also!«, fuhr jener fort, »du bewachst diesen Leichnam so lange, bis wir unsere anderen Geschäfte verrichtet haben und dich wieder ablösen. Was du übrigens auch siehst oder hörst, entsetze dich nicht!«

Nach diesen Worten standen jene beide auf, entfernten sich sehr eilig, und - welcher Schreck für unseren Diego - verschlossen hinter sich die Tür.

Ganz allein befand sich dieser nun in Gesellschaft eines Toten. Er betrachtete dies alles als eine gerechte Strafe für

seine Ausschweifungen, bekreuzigte und segnete sich und rief die Muttergottes mit allen heiligen Engeln um Hilfe an. Denn die Ermahnung jenes Mannes, sich vor nichts zu entsetzen, füllte seine Fantasie mit den fürchterlichsten und abenteuerlichsten Bildern an.

Noch stand er unbeweglich, als er einige tiefe, traurige Seufzer vernahm, auf welche ein Gerassel mit eisernen Ketten folgte, welches einen so fürchterlichen Schall in diesem Gewölbe verursachte, dass es schien, als ob alles zugrunde gehen solle.

Diego eilte voll Entsetzen zur Tür, versuchte diese zu öffnen und sich durch Flucht zu retten. Allein kaum machte er den ersten Versuch, als eine schwache Stimme ihm zurief: »Wohin, Ungehorsamer! Kehre um! Noch ist es dir nicht erlaubt, dich von mir zu trennen. Kehre um oder ich folge dir!«

Bestürzt blickte Diego sich um und - neues Entsetzen! - erblickte hinter sich den Toten!

»Wisse«, fuhr jener fort, »ich bin der Geist des unglücklichen Marko, dessen Jugend und Unerfahrenheit du in jenem Haus der Freude so schändlich missbraucht und dann im Zweikampf getötet hast. Die Vorsehung des Unerforschlichen leitete deine Schritte hierher. Jetzt fordere ich Genußtuung! Komm, lass uns miteinander ringen. Bezwingst du mich auch diesmal durch persönliche Tapferkeit, so verspreche ich dir, dich nicht nur nie wieder zu beunruhigen, sondern auch zu verhindern, dass dir ein weiteres Leid zugefügt werde. Widrigenfalls aber lege ich es dir zur unverbrüchlichen Pflicht auf, alle Jahre, am Tag meines Todes, eine Nacht an meinem Grab zu wachen!«

Sogleich kam der Geist auf Diego zu und fasste ihn. In

diesem Augenblick fielen die vier Lampen herab und verlöschten. Dies beraubte den Überraschten seiner Sinne, und ohnmächtig sank er auf den Boden.

Endlich kam er aus seiner Betäubung zurück und wagte es, wiewohl nur schüchtern, die Augen aufzuschlagen. Neue Verwunderung - er befand sich - auf dem Kirchhof. Neben ihm lag sein Degen und dabei folgender Brief:

Lassen Sie sich die Geschichte dieser Nacht zur Warnung dienen. Schon lange schlich man Ihnen nach. Das Frauenzimmer, welches Sie verfolgten, war mit uns einverstanden und versuchte Sie dahin zu leiten, wo wir es wünschten. Wir kannten Ihre Neigung zum Abenteuerlichen, und Sie gingen glücklich in die gelegte Falle. Ihr Tod würde die unausbleibliche Folge gewesen sein, wenn es den Vorstellungen Ihres unbekanntes Freundes nicht gelungen wäre, die von Rache erfüllten Freunde des ermordeten Marko auf günstigere Besinnungen zu bringen. Ändern Sie aber ja, wenn Ihnen Ihr Leben und fernere Ruhe lieb sind, Ihre jetzige Lebensart. Man wird Sie genau beobachten, und davon allein hängt Ihr künftiges Los ab.

Der lebhaftes Traum

Durch den langen und ehemals so gefährlichen Spessart reiste einst ein Mann ganz allein. Der Tag sank hinter die Hügel, der Himmel trübte sich, der Wind erhob sich heulend, schlängelnde Blitze spalteten die Wolken, fürchterlich brüllte der Donner, und der Regen fiel in Strömen herab.

Vergebens suchte unser armer Wanderer, der vor Kälte

und Nässe starrte, sich zu schützen. Vom Hals seines Pferdes, das langsam und vorsichtig auf dem ungewissen Weg fortschritt, hing der Zügel nachlässig herab. Oft ergriff er ihn und hielt es an, um vielleicht das Bellen der Hunde oder das Horn eines Nachtwächters zu hören, das ihm ein nahes Dorf verraten könnte.

Endlich erblickte er in der Ferne ein Licht, das ihm zwischen den Bäumen entgegen schimmerte. Er ritt darauf zu, und als er näher kam, sah er mit Freuden, dass er sich nicht getäuscht hatte.

Ein mutiger Hofhund kam ihm entgegen und bellte vor ihm her bis an das Tor eines einsamen Hauses, dicht an einem großen Gehölz. An den Resten von Türmen, alten Gebäuden und Gräbern konnte man noch die Merkmale eines einst prächtigen Schlosses erkennen. Nun war es ein öffentliches Wirtshaus!

Der Reisende stieg ab und meldete mit lauter Stimme seine Gegenwart. Sogleich stand der geschäftige Wirt an der Tür, bückte sich zu wiederholten Malen und versicherte mit tausend Entschuldigungen, sein ganzes Haus sei besetzt und kein Bett mehr leer.

Umsonst war das Bitten des Fremden. Sogar auf dem Boden und im Stall war kein Plätzchen mehr.

Die Hausmagd allein hatte endlich Mitleid mit dem armen Verlassenen.

»Wenn Sie Herz haben«, sprach sie, »so können Sie bei uns über Nacht bleiben. Aber ich sage es Ihnen vorher, Sie müssen sich nicht fürchten, wenn Ihre Bettgardinen aufgezogen werden, wenn Ketten um Sie her rasseln und ein Geist Ihnen erscheint. Haben Sie Mut, alles dieses auszuhalten und ihn zu fragen, warum er sein Grab verlässt. So

will ich das Bett weiß überziehen und Ihnen das Zimmer zeigen.«

»Gut!«, sagte unser Reisender und ging ins Haus. Denn ihm saß das Herz auf der rechten Stelle.

Das Mädchen leitete ihn durch einen langen Bogengang, der mit Efeu bewachsen und hin und wieder verfallen war. Sie sah sich oft furchtsam um und änderte die Farbe, denn die Einbildung malte ihr die Flamme des Lichts blau.

Sie stiegen nun die Wendeltreppe hinauf und kamen zu dem einsamen, grauenvollen Zimmer, wo das furchtsame Mädchen in größter Geschwindigkeit alles einrichtete und dann zurückeilte.

Das Wachlicht brannte, der Reisende legte sich zu Bett und erwartete den Geist bis Mitternacht.

Auf einmal hörte er den Wind sausen, das lockere Schloss klirren und die Tür sich knarrend bewegen. Näher und näher kam das schreckliche Getöse von rasselnden Ketten, die auf dem Boden nachgeschleift wurden.

Endlich kam der Geist mit fürchterlichem Schritt, näherte sich dem Bett und riss die Vorhänge weit voneinander. Da stand das schreckliche Phantom in menschlicher Gestalt, entblößte die mit Blut befleckte Brust, zeigte schweigend auf die Wunde und rang dann dreimal die Hände!

Unter dem erschrockenen Reisenden zitterte das Bett, die Angst schüttelte ihn, Todesschweiß stand auf seinem Gesicht, wild sträubte sich sein Haar in die Höhe, und er betete alle Stoßseufzer, die er nur wusste.

Allmählich ermannte er sich und sprach zu der Erscheinung. »Wer bist du? Was willst du?«

Mit hohler Stimme antwortete der Geist: »Schon sind zwei Monate verflossen, als ich, gleich dir, von der Nacht

überfallen und genötigt wurde, hier einzukehren. Man bettete mich in dieses Zimmer, und ermüdet von der Reife, sank ich in einen festen Schlaf. Die grausame Wirtin, gereizt durch die bei mir habenden Kostbarkeiten, schlich sich herein und stach mir das Messer in die Brust. Um nicht entdeckt zu werden, vergrub sie alles, unweit von hier, im freien Feld, meinen Körper aber unter diesen Dielen. Fasse Mut. Ich will dich an jenen Ort leiten, denn für dich ist alles bestimmt. Hast du aber gefunden, was du suchst, dann fordere die Strenge der Gesetze gegen meine Mörderin auf und Sorge dafür, dass meine Gebeine in geweihter Erde bestattet werden und mein Geist zur Ruhe kommt!«

Hier schwieg der Geist!

Der Fremde sprang aus dem Bett und folgte unerschrocken dem Schatten nach. Der Weg ging über halb verfaulte Treppen hinab, durch den bedeckten Gang, dann durch Gesträuch, und endlich über eine große Wiese.

Auf einmal blieb der Geist in der Mitte derselben stehen und verschwand in einer Flamme!

Bestürzt stand der Fremde. Er fand nichts um sich her, womit er die Stelle hätte bezeichnen können. Was sollte er tun? Die Nacht war ungewöhnlich dunkel, die Angst wirkte auf seinen Körper, und die Natur selbst gab ihm das Zeichen.

Plötzlich fuhr er im Bett in die Höhe. Wie er sich aufrichtete und allmählich munter wurde, fand er das Zeichen. Im Bett!

Das Geisterflämmchen

Mutig trabte Theodor vorwärts, um noch vor Abend den Ort seiner Bestimmung zu erreichen. Aber kaum hatte er die Hälfte des Weges im Rücken, so verirrte er sich in den vielerlei Fußstegen, die sich einander durchkreuzten. Es war ihm nicht möglich, so weit sein Blick reichte, irgendeinen sichtbaren Gegenstand um sich her zu entdecken, als die tote, graue Heide, die ihn umgab, dass er endlich ganz ungewiss wurde, welchen Weg er nehmen sollte.

Die Nacht überfiel ihn in dieser Lage. Es war eine von jenen schauerlichen Nächten, wo der Mond nur einen zweideutigen, gedämpften Schimmer durch die dicken, schwarzen Wolken eines trüben Himmels wirft. Dann und wann trat er plötzlich mit vollem Glanz aus seiner Hülle hervor, verbarg sich aber sogleich wieder dahinter, sodass er dem Verirrten nur auf einen Augenblick die weitgedehnte, öde Steppe sichtbarer machte.

Hoffnung und natürliche Herzhaftigkeit trieben ihn noch eine Zeitlang vorwärts. Aber die Finsternis wurde immer dichter, und die Ermattung des Körpers und der Seele überwältigte ihn endlich. Aus Furcht vor Gruben und Löchern wagte er es kaum mehr, sich von der Stelle zu regen, wo er stand.

Verzweiflungsvoll sprang er vom Pferd und warf sich den Boden hin!

Hier lag er eine Weile, als der dumpfe Schlag einer fernen Glocke ihm ins Ohr dröhnte. Er fuhr auf, kehrte sich zu der Richtung hin, wo der Schall herzukommen schien, und ward ein trübes, flimmerndes Licht gewahr. Sogleich fasste er den Zügel seines Pferdes und ging mit behutsamen

Schritten darauf zu.

Als er eine Strecke mühsam fortgewandert war, wurde er auf einmal von einem schilfigen Graben aufgehalten, welcher den Ort umgab, wo das Licht herkam. Eben erleuchtete der Mond einen Augenblick lang die Gegend, und er sah ein altes, großes Gebäude vor sich, mit einem Turm an jeder Ecke und einer großen Pforte in der Mitte. Alles zeigte daran deutlich die Verwüstung der Zeit. Das Dach war an vielen Stellen eingefallen, die Simse herabgestürzt, die Mauern wandelbar, die Fenster ausgebrochen. Eine morsche Zugbrücke führte über den Graben in den Schlosshof.

Er ging hinein! Das Licht erschien in dem Fenster des einen Turms, fuhr inwendig durch das ganze Schloss hin und verschwand. Zu gleicher Zeit sank der Mond hinter einer schwarzen Wolke, und die Nacht wurde noch finsterer, als sie vorher gewesen war.

Alles war still wie das Grab! Theodor band unter einem Schuppen sein Ross au, näherte sich dem Haus und ging an der Vorderseite desselben mit langsamen leisen Schritten hin. Er blickte in die unteren Fenster, konnte aber in dem undurchdringlichen Dunkel auch nicht das Geringste erkennen.

Nach einem kurzen Selbstgespräch ging er an das Schlosstor hin, ergriff den mächtigen eisernen Türklopfer, hob ihn empor, bedachte sich nach einmal und tat endlich damit einen lauten Schlag. Der Schlag durchtönte das ganze Gebäude mit dumpfem Widerhall.

Alles schwieg!

Er wiederholte die Schläge noch einmal dreister und lauter. Eine abermalige Pause von Totenstille erfolgte! Er schlug zum dritten Male an. Kein Laut eines lebenden We-

sens rührte sich!

Er trat einige Schritte zurück, um achtzugeben, ob er nicht ein Licht irgendwo erblicken würde. Es erschien wieder an dem nämlichen Ort und verschwand ebenso schnell wieder wie das vorige Mal. Ein tiefer, dumpfer Schlag fiel zugleich vom Turm.

Theodors Herz machte eine fürchterliche Pause. Er stand eine Zeitlang bewegungslos, dann trieb ihn der Schreck einige schnelle Schritte zu seinem Pferd zu tun. Allein die Scham hielt ihn wieder zurück. Die Ehre und eine unwiderstehliche Begierde, das Abenteuer zu beenden, trieb ihn wieder zum Schlosstor. Er ermannte sich, fasste festen Mut, zog mit der rechten Hand seinen Degen und hob mit der Linken den Griff der Tür.

Die schwerwichtige Tür knarrte in ihren Angeln und gab mit Mühe nach. Er stemmte sich mit der Schulter dagegen und schob sie auf. Sie entfuhr seiner Hand, er taumelte hinein - und sogleich schloss sich die Tür mit donnerndem Getöse wieder.

Ein eiskalter Schauer fuhr ihm durch alle Glieder! Er wandte sich um, die Tür zu finden, und es währte lange, ehe seine zitternde Hand sie wieder fassen konnte. Aber mit aller Anstrengung seiner Kräfte vermochte er nicht, sie wieder zu öffnen.

Nach verschiedenen vergeblichen Versuchen blickte er um sich und sah im Hintergrund auf einem breiten Wendeltreppengang ein blasses, bläuliches Flämmchen, welches einen schauerlichen Schimmer umher warf.

Theodor raffte sich noch einmal zusammen und tappte darauf zu. Die blaue Flamme wich vor ihm hin. Er kam bis an den Fuß der Treppe, und nach einem Augenblick Über-

legung stieg er ganz langsam hinauf. Die Flamme wich immer vor ihm her, bis er in einen weiten Gang kam. Sie schwebte über denselben hin. Er folgte ihr mit stummem Entsetzen und leisem Tritt, denn der Nachhall seiner eigenen Fußstritte schreckte ihn. Die Flamme führte ihn an den Fuß einer anderen Treppe hin und verschwand hier.

In dem nämlichen Augenblick schlug die Turmglocke wieder!

Theodor fühlte den Schlag durch Mark und Bein. Er war nun in gänzlicher Finsternis und fing an, mit vorgestreckten Armen die zweite Treppe hinauf zu gehen. Eine totenkalte Hand fasste ihn bei der Linken, umklammerte sie fest und zog ihn mit Macht an sich. Er versuchte sich loszuwinden, konnte es aber nicht. Er tat einen wütenden Hieb mit seinem Degen, und plötzlich drang ein lautes Gewimmer in seine Ohren. Die tote Hand blieb kraftlos in der seinen. Er ließ sie fallen und eilte mit verzweifelter Entschlossenheit vorwärts.

Die enge und schneckenförmige Treppe war voller Lücken und loser Steine. Die Stufen wurden immer enger und enger und endeten zuletzt an einem eisernen Gitter.

Theodor stieß es auf. Es führte in einen gewundenen winkligen Gang, der eben weit genug war, dass eine Person sich mit Mühe hindurchdrängen konnte. Ein dämmernder Lichtschimmer beleuchtete ihn nur so viel, dass er sichtbar wurde.

Theodor wagte sich hinein!

Ein tiefes, hohles Wehgeschrei stöhnte ihm durch das Gewölbe aus einiger Entfernung entgegen. Er ging immer weiter, und ward, als er bei der ersten Krümmung herumkam, die nämliche blaue Flamme gewahr, welche ihn zuvor

geführt hatte. Er folgte ihr!

Endlich öffnete sich der Gang mit einem Mal in eine weite, geräumige Galerie, in deren Mitte eine Gestalt in vollkommener Rüstung erschien, die ihm, mit grauenvoller Verzerrung des Gesichts und drohender Stellung, den blutigen Stumpf eines Armes entgegen streckte und mit dem anderen ein Schwert schwang.

Unerschrocken sprang Theodor auf sie los. Indem er eben zu einem wütenden Streich gegen die Gestalt ausholte, verschwand sie und ließ einen mächtigen eisernen Schlüssel fallen.

Die Flamme blieb jetzt über ein paar Torflügel am Ende der Galerie still stehen. Theodor ging darauf zu, steckte den Schlüssel in das eiserne Schloss und drehte ihn mit Macht herum.

Sogleich sprangen die Torflügel auf und zeigten einen weiten, großen Saal, in dessen Tiefe ein Sarg auf einer Bahre stand, zu dessen beiden Seiten Kerzen brannten. Längs der beiden Seiten des Saales hin standen Reihen riesenmäßiger Statuen von schwarzem Marmor mit ungeheuren Säbeln in den Händen.

Sobald Theodor hereintrat, hoben sie alle zugleich ihre Säbel empor und schritten mit einem Fuß vorwärts. Die Flamme schwebte immer voran, und unser Held folgte ihr entschlossen, bis er noch sechs Schritte von dem Sarg entfernt war.

Im nämlichen Augenblick flog der Deckel des Sarges auf! Eine Dame im Sterbegewand und schwarzem Schleier richtete sich im Sarg auf und streckte ihre Arme gegen Theodor aus. Zu gleicher Zeit schlugen die Statuen ihre Säbel zusammen und stürzten auf ihn ein.

Mit Blitzesschnelle flog Theodor auf die Dame hin und schloss sie in seine Arme. Sie warf ihren Schleier zurück und küsste ihn auf den Mund.

Plötzlich erschütterte das ganze Gebäude wie von einem Erdbeben und stürzte mit donnerndem Krachen zusammen.

